

Christian von Zimmermann:

Klabund – Vom expressionistischen Morgenrot zum Dichter der Jazz-Zeit. Eine biographische Skizze. In: Klabund, Werke in acht Bänden. Band 8: Aufsätze und verstreute Prosa. Hg. von Joachim Grage und Christian von Zimmermann. Berlin: Elfenbein 2003.

Klabund –  
Vom expressionistischen Morgenrot zum Dichter der Jazz-Zeit  
Eine biographische Skizze

*»Der Tonfall seiner Sprache erinnert oft an Jazzband, an diese sonderbare Mitarbeit der zarten Geige mit dem schrillen Saxophon und dem andauernden Trommelschlag.«  
(Jules Ferdmann, 1928)*

Er sei »der letzte freie Rhapsode, der Letzte aus dem alten Geschlecht dichtender Vaganten« gewesen, und von seinem Werk werde »mehr übrigbleiben als von den meisten bändereichen Lyrikern seit Heinrich Heine«. <sup>1</sup> Mit dieser Ehrung bedachte der Publizist und Kritiker Carl v. Ossietzky (1889–1938) in der *Weltbühne* den jung verstorbenen Schriftsteller Klabund. Doch in den siebzig Jahren seit seinem Tod war den Versuchen einer Wiederentdeckung kein Erfolg beschieden. Als die Expressionisten und Dadaisten ihre Renaissance erlebten, blieb der einst populäre Anverwandte unbedacht, als die politischen Zeitgenossen neu gelesen wurden, war der undogmatische und politisch weitgehend richtungslose Dichter ebenfalls nicht gefragt. Klabund war nie ein vergessener Autor, aber die Breite seiner literarischen Tätigkeit ist kaum bekannt. Marcel Reich-Ranicki nannte ihn – vielleicht mit Bedauern – vierzig Jahre nach seinem Tod »nur noch eine literarhistorische Erscheinung«. <sup>2</sup> Als 1968 eine Auswahlgabe aus Klabunds Werk erschien, verstieg sich der Rezensent in der *Weltwoche*, Franz Schonauer, gar zu der Behauptung, es sei »wirtschaftlich« nicht gerechtfertigt, für einen kleinen Kreis literarhistorisch Interessierter diesen Band überhaupt herauszugeben. Klabunds Werk halte zudem den Vergleich mit Wedekind, Tucholsky oder Brecht nicht aus, man hätte »es auf sich beruhen lassen sollen als unnachgeprüfte Legende«. <sup>3</sup> Immerhin: könnte es nicht nachdenklich stimmen, daß gerade die genannten Wedekind, Tucholsky und Brecht Klabunds Werk durchaus zu schätzen wußten? Oder daß Klabund immer ein begehrter Autor in Antiquariaten, ein Liebhaberobjekt der Sammler blieb und sein Werk in teils bibliophilen Auswahlen kursierte? Zahlreiche Klabundabende – auch die Lesungen, die im Zuge dieser Edition und der ersten Klabundausstellung 2000/01 in Lübeck und Davos veranstaltet wurden – haben bestätigt, daß Klabund jenseits des Feuilletons und der Litera-

turgeschichte keineswegs ein vergessener Autor ist und daß seine Werke durchaus neue Leser zu gewinnen vermögen. Eigenes Urteil tut hier Not: Mit der nun abgeschlossenen Lese- und Studienedition der *Werke in acht Bänden* kann Klabund neu entdeckt und können die Urteile von 1968 überprüft werden.

»In Breslau«, so schreibt der Schriftsteller Hans Sahl (1902–1993), der in jener Stadt studierte, in seinen *Memoiren eines Moralisten*,<sup>4</sup> »lern- te ich [...] den Dichter Klabund kennen, der mit der Schauspielerin Carola Neher zusammenlebte. Er trug eine große Brille, hatte einen kurzgeschorenen Schädel, einen runden Kopf und das Aussehen eines schüchternen Studenten, der mehr wußte, als er von sich gab. Er war lungenkrank und wurde oft von Hustenanfällen geschüttelt; er war wie Brecht ein deutscher Bänkelsänger. Aber was ihn von Brecht unter- schied, war seine Bescheidenheit, er war zuvorkommend und höflich im Gespräch mit anderen, während Brecht oft schroff war und abwei- send. Er machte nie viel von sich her, obwohl er dazu allen Grund gehabt hätte. Ich liebte seine Chansons, seine originellen Kurzromane, die im Grunde lange Gedichte in Prosa waren oder lyrische Essays. [...] Klabund war ein Tonfall, ein Lautenlied, gesungen in einer stern- klaren Nacht von einem Sterbenden, dessen Tage gezählt waren.«

Als Hans Sahl Klabund 1924 in Breslau kennenlernte, war der 33jäh- rige Dichter ein erfolgreicher, aber bettelarmer Begleiter an der Seite der aufstrebenden Schauspielerin Carola Neher (1900–1942), die durch den Entdecker künftiger Talente Paul Barnay (1884–1960) in Breslau neben Therese Giehse (1898–1975) und Peter Lorre (1904–1964) en- gagierte war und wie diese vom Sprungbrett zur großen Karriere träum- te. »Schulden wie Heu, Stroh im Kopf, und nur ein brennendes Herz«, so schilderte Klabund seine Situation dem Dichterfreund und Förde- rer Walther Heinrich Unus (\*1872).<sup>5</sup> Er kannte Carola Neher gerade ein halbes Jahr und war ihr nahezu bedingungslos nach Breslau ge- folgt. Bald darauf heiratete das Paar. Es war die zweite Ehe Klabunds, und sie verlief in turbulenten Bahnen. Vom leidenschaftlichen Strei- ten der Eheleute wissen die Zeitgenossen stets neue Anekdoten zu be- richten. Die Ehe war von kurzer Dauer. Der zum Tode an Tuberkulose erkrankte Dichter starb im August 1928 in Davos in den Armen seiner Frau, die von eben jenem, Hans Sahl so unsympathischen, Brecht täg- lich bedrängt wurde, ihren Mann in Davos zurückzulassen und an die Berliner Karriere zu denken: Es ging um die Rolle der Polly in Brechts

*Dreigroschenoper*. Brecht traktierte sie am Telefon mit der Frage: »Ist er schon tot? Ist er schon tot???«<sup>6</sup>

Klabund, der mit bürgerlichem Namen wie sein Vater Alfred Henschke hieß, wurde am 4. November 1890 in der kleinen märkischen Stadt Crossen im heutigen Polen geboren, unweit von Frankfurt an der Oder, dort, wo Oder und Bober zusammenfließen; der Vater führte im Haus Dammtorstraße 344/45, in welchem 1759 Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf übernachtet haben soll, eine Apotheke. Zwei Jahre nach der Geburt Alfred Henschkes wurde ein Apotheken- und Wohnhaus an der Ecke Rosestraße/Schadestraße bezogen.

Alfred Henschke war ein munterer Schüler, der schon bald vom Pro- gymnasium in Crossen an das Obergymnasium in Frankfurt wechselte, wo er mit Stephan Benn, einem Bruder des Arztdichters, die Schul- bank drückte und in der Gubener Straße die Stube teilte. Literarische Versuche gab es – wie es sich für einen ordentlichen Berufenen der Dichtkunst gehört – schon zu Schülerzeiten. Bereits am Progymnasium hatte er mit zwei Mitschülern erste Werke verfaßt; in einem »kleinen Haushaltsbuch« vermerkte der Schüler sogar eine *Litteraturgeschichte des Crossener Gymnasiums*, in welcher er die zwischen 1902 und 1906 geschriebenen Schülerwerke seiner Kameraden Thiede und Borck so- wie die eigenen ersten Versuche charakterisierte. Unter der Überschrift »Die Henschke'sche Schule« schrieb er: »Der einzige Vertreter dieser Schule ist Alfred Henschke. Geboren den 4. XI. 1890 zu Crossen, be- suchte er wie Borck das Crossener Gymnasium. Sein erster dichterischer Versuch ist das Drama *Der Verrat*, ein historisches Ereignis, wel- ches er Ostern 1902 vollendete, das jedoch keinen besonderen Wert hat. Uebrigens ist es vollständig unbekannt, da der Verfasser es kei- nem seiner Freunde gezeigt hat. Sein Verdienst ist es, das Drama und zwar das historische, eingeführt zu haben. Sein zweiter dichterischer Versuch war *Schule in Aegypten*, das auf dieselbe Art geschrieben ist wie die Thiedeschen Gedichte.«<sup>7</sup>

Nur eine Schüleranedote? Alfred Henschkes erster Biograph, Guido v. Kaulla, der noch Gelegenheit hatte, zahlreiche Lebenszeugen – un- ter ihnen Carola Neher und Klabunds Vater – zu interviewen und heu- te verschollene Aufzeichnungen des Schülers einzusehen, hat wahr- scheinlich gemacht, daß in der Schulzeit in Crossen und vor allem in Frankfurt tatsächlich schon manche Skizzen entstanden sind, die als Material- und Ideenvorrat in die späteren Werke eingingen.<sup>8</sup> Stephan

Benns älterer Bruder Gottfried (1886–1956) ließ sich von dem dichtenden Schüler Verse zeigen – und fand dafür ermunternde Worte. In Frankfurt stellten sich erst allmählich die schulischen Erfolge ein, die er in Crossen vorzuweisen hatte. In regelmäßigen Briefen informierte er seine Eltern über seine Fortschritte, wenn er wieder »ein paar Plätze« aufgerückt war. Auch Sorgen stellten sich ein: Fredi, wie man ihn in der Familie nannte, wurde krank. Zu Weihnachten 1906/07 lag er mit Lungenentzündung im Bett und durfte nicht zu den Eltern reisen. Als es ihm etwas besser ging, fuhr der Vater mit seinem ältesten Sohn in die Kur nach Locarno – die erste Reise in die Ferne. Aus dem »Hotel Reber au Lac Locarno« schrieb er begeistert an seine Mutter (23.02.1907):<sup>9</sup>

Liebes Muttchen!

In Locarno ist es grossartig! So etwas schönes habe ich noch nie gesehen! Von unserm Zimmer haben wir einen prachtvollen Ausblick: Im Süden war uns der blaugrüne, etwa eine Meile breite See, im Hintergrunde hohe Schneeberge; nach Westen zu sieht man auf Muralto und auf das »castello ferovia«. Auch mit dem Vetter haben wir uns fein getroffen. Es ist hier schon ziemlich warm. Mittags um 20°. – Nach einer wundervollen, aber winterlichen Fahrt durch den Gotthard dachten wir garnicht, dass hier schon der Frühling so weit vorgeschritten wäre. – Als wir in Luzern abdampften, schneite es; je höher wir kamen, desto dichter wirbelten die Flocken. Zuerst fährt die Bahn den Vierwaldstätter See entlang, mit Blick auf Rigi und Pilatus, Bürgenstock und Seelisberg. Dann durchschneidet sie den wilden Axenberg in einem langen Tunnel, kreuzt auch ein paar mal die Axenstrasse. Bald kommt dann der Ortasee in Sicht, d. h. wir konnten ihn kaum von seinen Ufern unterscheiden, denn er war vollständig zugefroren und zugeschnitten. Der grossartige Teil der Bahn ist die Strecke kurz vor und kurz nach dem Gotthard. Man muss geradezu staunen, wie die Menschenhände dies Werk haben vollbringen können. Die Schönheiten der Bahn kann ich dir nicht weiter schildern, sie lassen sich nicht in Worte fassen, man muss sie selbst gesehen haben. Nach dem Gotthard wurde das Wetter immer schöner und sonniger, bis wir in vollster Frühlingspracht in Locarno einfuhren. Nach der Reise ruhten wir uns etwas aus und gingen dann noch etwas in der »Grosstadt Locarno« spazieren und am See nach dem »castello ferovia«. Heute

früh kletterten wir zur »Madonna del Sasso« empor, von wo man einen grandiosen Blick auf Locarno auf den See und auf die Alpen hat. Leider war im Kloster nicht viel los: ein Kapuziner predigte da vor einem halben Dutzend Menschen und zwei Unmenschen (das waren wir beide). Nachmittag waren wir an der Maggiabrücke. Schade, dass die Maggia so wenig Wasser jetzt führt.

Viele herzliche Grüße an Dich und Hans und die ganze Adlerapotheke von Väterchen und

Deinem tr[euen] S[ohn] Fredi

Der Schüler gesundete bald wieder und führte in Frankfurt ein buntes Schülerleben, welches er regelmäßig in Briefen an die Eltern schilderte. Er besuchte Konzerte und die Aufführungen der gastierenden Bühnen, lernte eifrig für die Schule, trieb aber auch manchen Schülerspaß vom Schlittschuhlaufen bis zum Schülerball. Selbstredend werden in den Briefen die Schulnoten mitgeteilt, und der Empfang von Wäschepaketen wird jeweils bestätigt.

Nach der Reifeprüfung, die er als Jahrgangsbester 1909 absolvierte, kehrte Alfred Henschke zunächst ins Elternhaus zurück. Nach dem Wunsch des Vaters sollte er einmal die Apotheke übernehmen. Er jedoch wollte vorher studieren; darüber gab es wohl einigen Streit, doch schließlich begab er sich nach München, wo er im Jahr 1909 zu studieren begann. Er lebte in Schwabing – wie sein Vorbild Frank Wedekind (1864–1918), dem er naheiferte: »Meine Wohnung liegt also in der Schellingstrasse, mitten im Quartier latin, an der Grenze von Schwabing. Die ganze Strasse bewohnen fast nur Studenten, Maler, Künstler, Bildhauer u. s. w. In nächster Nähe befinden sich die bekannten Bohémienskneipen, Café Stefanie, Simplizissimus, Serenissimus u. a.«<sup>10</sup> Noch besuchte er Lehrveranstaltungen zur Chemie und Physik, doch wichtiger waren bereits die Besuche von Theateraufführungen (Grillparzer) und Konzerten, von Museen (Schackgalerie und Neue Pinakothek), von Cabaret, Künstlertheater und Marionettentheater sowie der Künstlerabende im Café Leopold. Das Münchener Leben war anregend, doch ihn plagte das Heimweh nach den Eltern und vor allem nach »dem alten, lieben Brandenburger Land«: »ich habe Heimweh bekommen, dass ich weinen musste, (was schadets, wenn ichs gestehe)«. <sup>11</sup> Ein Wechsel an die Universität Marburg wurde von Fredi erwogen, aber verworfen. Er blieb zunächst in München. In seinen Briefen ist immer weniger vom Studium zu lesen, immer mehr von den kultu-

rellen Angeboten, die München zu bieten hatte und die ihn in vielfältiger Weise prägten. Der spätere Nachdichter japanischer und chinesischer Werke begegnete hier zum ersten Mal dem exotischen Reiz Asiens in Ausstellungen oder auch in der Aufführung von Puccinis Oper *Madame Butterfly*.<sup>12</sup>

Nach dem ersten Semester, in welchem das Studium wohl zu kurz gekommen war, gelobt er in einem Brief an den Vater Besserung. Er werde im Sommersemester Althochdeutsch, Niederländische Malerei, Geschichte und Volkswirtschaft belegen: »Leider habe ich einsehen müssen, dass ich durch die gymnasiale Vorbildung einseitig begabt worden bin und dass ich das tiefere Eindringen in die Naturwissenschaften fein bleiben lassen muss, es fehlt zu sehr das Elementare.«<sup>13</sup> Zunächst aber war das Ende des ersten Semesters zu feiern. Der Student schreibt vom »Salvatorfrühjahrsstarkbierreiben« – »Betrunkene Frauen, pfui Teufel« –,<sup>14</sup> vom Fasching und von Rodelpartien.

Noch versicherte er in seinen Briefen, er werde nun bald ordentlich studieren und einen Abschluß anstreben, aber immer stärker wuchs der Wunsch, Dichter zu werden. An der Universität München hatte Alfred Henschke jun. bereits den Kontakt zu Artur Kutscher (1878–1960) gesucht, der eine außerordentliche Professur für Literatur- und Theaterwissenschaft innehatte, mit Wedekind befreundet war und um sich Literaten und Studierende versammelte. Bei ihm belegte er eine Lehrveranstaltung »Lyrik und Ballade«. Im Kreis um Kutscherkehrten auch Erich Mühsam (1878–1938), Richard Huelsenbeck (1892–1974), Johannes R. Becher (1891–1958), Carl Christian Dekke (1892–1926), der später unter dem Pseudonym Bry bekannt wurde, Otto Zarek (1898–1958), der später viel für die Werke Klabunds erworben hat, Hanns Johst (1890–1978) oder Erwin Piscator (1893–1966), mit dem Klabund noch in den Kriegsjahren Kontakt hatte und der später im Exil Klabunds *Kreidekreis* auf die Bühne brachte;<sup>15</sup> bereits angesehene Literaten wie Max Halbe (1865–1944) und Georg Kaiser (1878–1945) lasen oder sangen wie Frank Wedekind vor den Studierenden aus ihren Werken; Erich Mühsam erinnerte sich später: »Dr. Kutscher war gewiß kein übertrieben revolutionärer Mann. Aber er wagte ein Unternehmen, das ihn in den Augen der zünftigen Literaturhistoriker dazu machte. Er etablierte sich als Privatdozent an der Münchener Universität und kündigte ein Kolleg an über modernste deutsche Literatur und speziell über das dichterische Werk Frank Wedekinds. Den alten Professoren Franz Muncker, Sulger-Gebing usw. standen die

Haare zu Berge, und Kutscher hatte eine schwierige Position, die er aber wacker verteidigte. Er gründete neben seiner eigentlichen Lehrtätigkeit noch ein literarisches Seminar, das nach und nach zu einer Brutstätte Schwabinger Geistes wurde. Dieses Seminar, angefüllt mit Weisheitsbessenen aller Fakultäten und teilweise entzückenden Studentinnen [...] – das »Kutscher-Seminar« verbindet sich mit einer Fülle recht anmutiger Erinnerungen. [...] Einmal wöchentlich versammelte der Dozent seine Jünger im kleinen Saal eines bekannten Münchener Hotels, dann trug ein Dichter aus seinen Werken vor, und daran schloß sich dann vielerlei zwanglose Unterhaltung. Jeder Münchener Literat von Ansehen und Können ist im Kutscher-Seminar zu Wort gekommen, und ich war nicht nur die etlichen Male dort, wann ich selber vorzulesen hatte, sondern kam auch sehr häufig als Gast, wenn ein Kollege in Apoll seinen Fittichgaul ritt.«<sup>16</sup>

Unter den lesenden Literaten war auch ein anderer angesehener Münchener. Mühsam schreibt in seinem Tagebuch unter dem Datum vom Sonnabend, dem 9. Dezember 1911: »Abends war ich wieder bei dem Kutscher-Studenten, wo Thomas Mann aus seinem neuen unvollendeten Roman »Memoiren des Hochstaplers Felix Krull« vorlas.« Im selben Tagebucheintrag berichtet Mühsam von seinen Kontakten zu Studenten: »Erst eben war ich wieder mit einem beisammen: Alfred Henschke, der Gedichte schreibt – ich kenne sie noch nicht – und einen etwas kindlichen, aber ganz netten Eindruck macht.«<sup>17</sup>

In seinen Briefen an die Eltern gestand Fredi es noch nicht, doch ununterbrochen arbeitete er an eigenen Werken. Bereits aus Berlin, wo er sich im Winter 1910/11 an der Universität einschrieb, hatte er dem älteren Freund und literarischen Ratgeber Walther Heinrich Unus stolz gemeldet, er habe »597 Gedichte, 29 Novellen, 13 Einakter, 1 Roman, 1 Aphorismensammlung, dazu Fragmente und Materialsammlungen« geschrieben.<sup>18</sup>

Alfred Henschke war also nach Berlin gezogen, näher an die Heimat. In seinen Briefen an Heinrich zeigt sich – auch scherzhaft – das dauernde Bemühen, erste Arbeiten zu publizieren und vielleicht einen Verlag für seine bereits fertigen und skizzierten Stücke und Erzählungen zu finden: »Könnte man sich nicht irgendwie mit der *Insel* befreunden, die bringt doch auch Schund zuweilen? Ich erinnere mich, in Schreiberhau mit einer Buchhalterin der *Insel* zusammengestoßen zu sein. Könnte man die nicht – heiraten??«<sup>19</sup> Das Studium kam auch in Berlin erst an zweiter Stelle: »In der Universität geht's mir schon wieder übel: wie

immer so um Semestermitte, neulich hab ich bei Dessoir so geschlafen, daß sie gescharrt haben. Wenn man dagegen nur etwas einnehmen könnte!«<sup>20</sup> Um so intensiver stürzte er sich ins Berliner Nachtleben und in zahlreiche »Amouren, die er sich meist bei den Verkäuferinnen der Warenhäuser sucht, in Cafés und in Tanzsälen wie dem »Walhalla« in der Elsässer Straße.«<sup>21</sup>

Eine kurze Reise führte ihn in dieser Zeit nach Kopenhagen; seinem Bruder Hans Henschke berichtet er in einem Brief aus Berlin vom 19. Juli:<sup>22</sup>

Lieber Hans

[...]. Denke Dir am Freitag Abend (und Sonnabend früh wollt ich fahren!) wusst ich noch nicht, wohin ich fahren sollte. Ich dachte an den Harz, auch an Eisenach. Da traf ich einen Bekannten, der war in Kopenhagen gewesen, der sagte: Fahren Sie nach Kopenhagen, da ist es gerade jetzt sehr schön. Gut, sagte ich, fahren wir nach Kop. Am nächsten Morgen um 1/2 9 Uhr war ich auf dem Stettiner Bahnhof und los gings. Solch ein Trubel war allerdings unerhört: Ich hatte die ersten Stationen keinen Platz. Das meiste war von Pfingstausflüglern bis Warnemünde vorausbestellt. Na schliesslich kriegte ich doch einen. In Warnemünde musste ich wieder raus, nur die Leute der II. Klasse können sitzen bleiben, ihre Wagen kommen auf die Fähre, die Plebejer der III. müssen sich auf dem Verdeck zwischen Wagenrädern und Verdeckrand herumdrücken. In Gjedser [!] kam man wieder auf die Eisenbahn, nachher noch mal auf die Fähre und dann in die wunderbaren Dänischen Staatswagen, die in der dritten Klasse bessere Raubtierkäfige sind, während die II. Kl. wahrhaft vornehm mit Ledersesseln eingerichtet, so fein haben wirs in Deutschland nicht. In Kop. kam ich abends an und verbrachte den ersten Abend mit einem Kaufmann, den ich kennen gelernt hatte. Das Hotel ist übrigens ausgezeichnet. Wir fuhren mit der elektr. Bahn raus nach der Langenlinie, das ist die vornehmste Promenade Kop., die am Hafen entlang führt und weiter in ihrer Fortsetzung bis Helsingör. Von der Promenade sieht man auf die See, auf die Forts und alle Augenblicke blitzt ein Leuchttum oder das Signal eines Schiffes auf. Das Wetter war wundervoll warm, wir sassen bis in die Nacht in Gemeinschaft mit dem Kapellmeister eines Kopenh. Opernhauses, seiner Frau und Tochter (oder Verwandte) und assen Sörrebrö [!],

das dänische Nationalgericht: auserlesene belegte Butterbrote (mit Fisch, Salat, allen Schikanen). Den Namen des Kapellmeisters habe ich vergessen, aber erinnere mich, dass einige seiner Kompositionen auch in Deutschl.[.] in Stuttgart am Hoftheater, aufgeführt wurden und werden. Wenn er nicht geschwindelt hat. Am nächsten Morgen ging ich alleine, der Kaufmann, der übrigens schwäbischen Dialekt sprach, war mir doch auf die Nieren gefallen. Ich fuhr mit der el. Bahn nach Klampenb., dem Seebade, und da eine drückende Hitze und 19° im Wasser herrschten, badete ich kurz entschlossen. In Dänemark badet man ganz nackt, ohne Badehose, was auch viel bequemer ist, und geniert sich nicht so komisch wie in Deutschland. Von Klamp. ging ich zu Fuss nach Kodsborg, ein Weg von gelben Mimosen, blauen und weissen Flieder ganz an den Seiten bestanden, die zusammen mit dem frischen Laubgrün und dem Blau des Himmels und der See feine Farbwirkungen ergaben. In Skodsb., nobel wie ich mal war, spendierte ich mir einen Einspänner und gedachte durch den Tiergarten zu fahren, den schönsten Park Kop. Das war aber sehr dumm von mir, ich dachte garnicht, dass ja Pfingsten war und deshalb wimmelte es im Park von Menschen. Ausserdem haben die Kutscher in K. die Eigentümlichkeit, dass sie erstens keine Wegweiser lesen können, zweitens überhaupt von den Touren, die sie wissen wollten, keine Ahnung haben. Auch mein guter Boy hatte keinen Schimmer, und zum Teil musste ich ihn, rein nach meinem Gefühl zurecht weisen. Nachher, nachdem er mich zwar an mein ziel, aber auf falschem Wege, gebracht hatte, musste ich 6 Kronen zahlen, was eine Unverschämtheit war, aber ich konnte mich natürlich nicht mit ihm auseinandersetzen, ich verstand doch kein dänisch. Am Abend bummelte ich dann in Kop. herum. Das Tivoli war nicht geöffnet, denn die Dänen sind am Feiertage sehr fromm, sonst aber sehr lustig, und es ist garnicht so kalt und finster da oben, wie man immer denkt, wenn man auf die Landkarte sieht, weil es so weit nach N. liegt. – Bei Gelegenheit werde ich dir und den Eltern weiter erzählen, für heut Schluss, denn ich will noch nach dem Kurfürstendamm in ein Café fahren, in die feine Gegend, das Wetter ist auch herrlich. Herzlichen Gruss an Euch alle

Dein Bruder Fr.

Nicht alle Reisen des Jahres 1911 waren so sorglos wie die Lustpartie

nach Kopenhagen. Wieder einmal litt Alfred Henschke an bösem Husten; eine Kur wurde notwendig, und der Vater schickte ihn im August nach Bückenberg ins Riesengebirge. Nach der Rückkehr machte er Station in Crossen bei den Eltern und überlegte, wo er im nächsten Semester sein Studium fortsetzen sollte: Berlin, München, Marburg oder Genf, weil er dort Französisch lernen könnte und die Luft besser wäre als in Berlin. Schließlich fielte er in Crossen die Entscheidung, ein Jahr nach Lausanne zu gehen, doch schon wenig später erreichte den Vater Post aus München: Sein Sohn teilte mit, er habe es sich anders überlegt und wolle zunächst sein Germanistikstudium mit einer Promotion abschließen. In Crossen war wohl auch über die literarischen Pläne von Fredi gesprochen worden. Erste Texte sind bereits publiziert; er fragt den Vater in einem Brief etwa, ob das Honorar von Wilhelm Schäfers Zeitschrift *Die Rheinlande*<sup>23</sup> eingetroffen sei.

Wieder zurück in München – zunächst in der Heßstraße 25 – begann für Alfred Henschke ein betriebsames Leben. Er hörte Max Halbe und Frank Wedekind aus neuesten Werken lesen; er bat Heinrich, ihm die Bekanntschaft mit Heinrich Mann (1871–1950) oder Karl Henckell (1864–1929) zu vermitteln, und er zitterte vor dem Besuch bei dem Germanisten Franz Muncker (1855–1926), von dem er ein Dissertationsthema erbitten wollte.

Gleichzeitig entwickelte er eine Betriebsamkeit anderer Art. »Im Gegensatz zu früher bin ich jetzt von einem Geselligkeitstrieb besessen. Ich kann abends selten allein sein: ein Zeichen der langsam beginnenden Vertrottelung.«<sup>24</sup> Einen Brief an Walther Heinrich versieht er mit dem selbstironischen Postskriptum: »Geschrieben im Café Stefanie, wo ich einen großen Teil meines Münchner Lebens leider zubringe.«<sup>25</sup> Der angehende Literat verstand es in München bald, sich in Szene zu setzen. Als Bettler verkleidet läutete er einer Anekdote zufolge zum Weihnachtsfest 1911 an der Tür des berühmten Erzählers und Dramatikers Max Halbe, der die traurige, ihm unbekannte Gestalt vor seiner Tür an den Familientisch lud. Schon im nächsten Jahr war er am Festabend offizieller Gast im Haus des angesehenen Autors.<sup>26</sup> Im *Roman eines jungen Mannes*, den Alfred Henschke in dieser Zeit zu schreiben begann, hat er dieses Ereignis aufgegriffen. (Oder hatte er doch schon zuvor im Kutscher-Kreis Max Halbe kennen gelernt? Bereits in der frühesten Zeit ranken sich Anekdoten und Legenden um Klabunds Leben, die dieser selbst durch scheinbar Biographisches in seinen Texten zu fördern wußte.)

Tatsächlich wurden in dieser Zeit wichtige Kontakte geknüpft: Artur Kutscher und Karl Henckell lasen seine Gedichte. Besonders von Kutscher hörte er lobende Worte und Komplimente für seine Texte. Der aufstrebende Dichter, der sich in atemlose Produktivität stürzte, gehörte auch zum Stammpersonal der Künstlerkneipe »Simplicissimus« – wie auch Emmy Hennings (1885–1948) und Becher. Im bereits berühmten Literatentreff Café Stefanie traf er sich etwa mit Erich Mühsam.

Zunächst erhielt er noch von den meisten Zeitschriften und Verlagen Absagen, wenn er seine Texte einsandte, doch bald bekam er Gelegenheit, nach der Publikation in *Die Rheinlande* eigene Texte in so wichtigen Zeitschriften wie *Die neue Rundschau*, *Der Brenner*, *Zeit im Bild* oder *Simplicissimus* zu publizieren. Noch bemühte sich Alfred Henschke um ein bürgerliches Erwerbsleben; so trat er etwa als Gehilfe in eine Kunsthandlung ein und versprach seinem Vater, eines Tages in den Verlagsbuchhandel einzutreten. Doch gleichzeitig begann sein Durchbruch als Schriftsteller seinen Lauf zu nehmen. Ein erster Prosaband erschien im Verlag der Crossener Zeitung (*Celestina. Alt-Crossener Geschichten*, 1912). Das für Dezember 1912 geplante Erscheinen eines Buches mit drei Einaktern, *Der Andere*, verzögerte sich allerdings noch. Immerhin: der Kritiker und Publizist Alfred Kerr (1867–1948) interessierte sich nun für den jüngeren Poeten. Er wurde in Kerrs Zeitschrift *Pan* gedruckt und nannte sich nach dem in Norddeutschland geläufigen Nachnamen eines Apothekers in Frankfurt (Oder) Sami Klabund. Zu seinem Pseudonym erfand er mehrere Erklärungen: Der Name sei eine Zusammenfügung aus *Klabautermann* und *Vagabund* oder eine onomatopoetische Umsetzung eines Trompetenstoßes und eines Paukenschlags.<sup>27</sup> Im ganzen Jahrgang 1913 konnten seine Gedichte gelesen werden; am 21. Februar begann der Abdruck mit dem Vers: »Es hat ein Gott mich ausgekotzt [...].« Im prüden Vorkriegsdeutschland machten solche Gedichte wie auch die folgende *Betrachtung* Furore:<sup>28</sup>

Wie schön, nach einer Liebeserfüllung im Bett (wenn man eins hat) allein zu liegen,  
Und müde zu träumen und zu denken, sie wird vielleicht Kinder kriegen.  
Aber ich? Was kann denn *mir* passieren?  
Ich werde höchstens morgen oder übermorgen eine andre verführen.

Condoms? Sie mangeln mir. Alimente?  
 Wer aus mir einen roten Heller herausholen könnte!!  
 Es gibt ein Mädchen, das heißt Grete. Ich soll sie heiraten.  
 Aber da werden sie verdammt vorbeiraten,  
 Und ob die ganze Welt sich nur aus (unehelichen) Kindern – vier  
 hab ich schon – von mir zusammenrotte:  
 Ich liebe sie alle, alle. Der Reihe nach. Augenblicklich Constanza  
 (Gouvernante), Emma (Büglerin) und eine verheiratete Spengler-  
 meistersgattin: Charlotte.

Leser der Zeitschrift *Pan* protestierten bei dem Herausgeber Alfred Kerr. Der *Pan* druckte wiederum Gedichte – nun mit dem Zusatz »grade« von Klabund; und als sich der Protest zuspitzte, druckte man »jetzt erst recht« Klabund. Herausgeber und Dichter wurden schließlich verklagt. Auch die Eltern waren besorgt, als der Name ihres Sohnes un-rühmlich in der *Täglichen Rundschau* erschien:<sup>29</sup>

Liebe Eltern,  
 die Notiz in der »Tägl. Rundschau« ist absoluter Literatentratsch und hat mit einer objektiven Würdigung der Gedichte *garnichts* zu tun. [...] Die »Tägl. Rundschau« ist mit Alfred Kerr und Dr. Blei verfeindet und ergo überträgt sie diese (politische) Feindschaft auf mich. Ich habe es Dir schon früher prophezeit! – Uebrigens könnte ich Dir dreissig *begeisterte Anmerkungen* zur Einsicht geben. Weil Ihr gerade die »Tägl. Rundschau« lest, *glaubt* Ihr die *Stimme der Welt in ihr zu hören*. Muttis treu gemeinten Zeilen kann ich mich leider nicht fügen. Lass Dich von Herrn Calvary [Lehrer in Crossen] (und von tausend anderen, wertvolleren Leuten als dieser Pamphletist) belehren, ob ich ein dichterisches Talent bin oder nicht. Dazu wird sich wohl oder übel auch die Tägl. Rundschau einmal bekehren lassen müssen. (Von den Witzblattreimen [aus »Komet«, »Jugend« etc.], die Ihr mit merkwürdiger Konsequenz im Auge habt, weil sie die einzigen sind, die Ihr von mir kennt, *rede ich doch garnicht*.)  
 Uebrigens: ich werde nicht von meinen Freunden beeinflusst, sondern beeinflusse *sie*. Die Bewegung geht durchaus von mir aus. Man hat über Hauptmann, Holz, in ihren Anfängen *genauso* geschimpft. Liliencron sagte: Da lach ich dröwer!! –  
 Meine liebe Mutti, nicht alle Welt soll meine Ansicht vom Leben

haben: aber leider will alle Welt (und dazu gehört Ihr), dass ich *ihre* Ansicht vom Leben annehme. Und das passt mir nicht. Ich trage andere Kleider. Nach Mass. Nicht vom Ramsch. (bitte: ich meine hier nicht Euch.) – Also: der Prozess ist am 27ten. Schickt mir Alles, was in der Tgl. R. steht. Ich erfahre sonst garnichts aus der »rechten« Presse. Nur Ruhe! (und wenn Ihr wollt, schreibe ich dem Crossener Tageblatt ein paar aufklärende Zeilen, damit Ihr wieder über die Strasse gehen könnt. Aber nur, wenn Ihr wollt.) Warum sagt Ihr Euch nicht von mir los? Hier stehe ich, ich kann nicht anders, *Gott helfe* mir Amen.

Fredi.

Klabund zog sich lungenkrank nach Arosa zurück, von wo aus er den Prozeß verfolgte; Kerr wurde vor Gericht freigesprochen. Im Prozeß trat der »Literaturpapst« Richard Dehmel (1863–1920) als Zeuge zugunsten der Beklagten auf. Bruno Frank (1887–1945), Max Halbe und Frank Wedekind, der Klabunds umstrittene Verse »shakespeareisch« und »meisterhaft« nennt, nahmen gutachterlich Stellung. Klabund wurde nicht freigesprochen; eine gesonderte Verhandlung sollte die ihn betreffenden Vorwürfe klären. Bis zum Januar 1915 zog sich das gesamte Verfahren hin. Klabund wurde schließlich zu einer geringen Geldstrafe verurteilt: Das Ganze war eine enorme Werbung für den jungen Autor, für den sich die Verlage zu interessieren begannen. Als zugleich sein Band *Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern* (1913) erschien, war sein Name in München in aller Munde – daran konnten auch literaturkritische Schmähungen seines lyrischen Erstlingswerkes nichts ändern. Artur Kutscher erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie das Erstlingswerk des unbekanntenen Studenten Alfred Henschke in München einschlug: »damals hieß er noch Alfred Henschke, ein schmaler, blasser, bescheidener Knabe, den ich auf Grund seiner ersten Gedichte eingeladen hatte. Da konnte es passieren, daß einmal ein Mitglied hereinstürmte, ein buntes Heft auf den Tisch warf und rief: »Da seht euch mal an, was man heute für Schund als Gedichte zu drucken wagt! Titel Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!« Auch andere wollten das Büchlein schon gelesen haben, und bald entspann sich eine heftige Kritik. Zum Staunen aller meldete sich schüchtern Henschke zum Wort und suchte sich der Gedichte anzunehmen, wurde aber als Anfänger und Naseweis heftig zur Ruhe gewiesen, bis er ganz leise sagte: »Die Gedichte sind doch von mir.« Bombe!«<sup>30</sup>

Außerdem wurden seit 1913 in der Zeitschrift *Jugend* die unter dem Pseudonym Jucundus Fröhlich geschriebenen scherzhaften Gedichte Alfred Henschkes gedruckt;<sup>31</sup> und gemeinsam mit Hans Leybold (1894–1914), Hugo Ball (1886–1927), Emmy Hennings, Johannes R. Becher, Franz Jung (1888–1963) gehörte Klabund zum engeren Mitarbeiterkreis der Zeitschrift *Revolution*, die der Münchener Verleger Heinrich F. S. Bachmair herausgab. Unter der Redaktionsleitung von Leybold und später von Jung wurden Texte gedruckt von Autoren wie Gottfried Benn und Ernst Blass, Walter Hasenclever und Jakob van Hoddis, Else Lasker-Schüler, Erich Mühsam, René Schickele u. v. a. m. Klabunds freizügige Gedichte paßten sich mühelos in das Programm der *Revolution* ein, in der gegen die Ehe- und Moralvorstellungen der spätwilhelminischen Gesellschaft mit anarchistischer Spottlust opponiert wurde und die Konventionen der Liebe und Sexualität dichterisch auf den Kopf gestellt wurden. Erich Mühsam feierte dort die Revolution als Tanz der nackten »Männer und Huren in verrückter Ekstase«; soziale und erotische Randgruppen waren beliebte Themen.<sup>32</sup> Eine Beschlagnahme der ersten Nummer ließ entsprechend nicht lange auf sich warten. – Die Eltern des in die Schlagzeilen geratenen Dichters Klabund waren wohl kaum begeistert, aber dennoch bald wieder versöhnt, und der Vater beschloß, dem Sohn in seinen literarischen Anfängen neben dessen eigenen, zunehmenden Einkünften weiterhin finanzielle Unterstützung zukommen zu lassen.

Den ersten Erfolgen auf literarischem Gebiet standen die immer ernsteren Anzeichen seiner Erkrankung gegenüber. Schon als Schüler hatte er sich nach einer Lungenentzündung in Locarno und als Student im Riesengebirge kurieren lassen müssen: ohne dauerhaften Erfolg. Im März 1912 hatte er schließlich Gewißheit erhalten: Tuberkulose. Beide Lungenhälften waren befallen, die damals übliche Rippenresektion war also nicht mehr möglich. Mit seinem Vater unternahm er 1912 wiederum eine Reise zu Kurzwecken: nach Italien, Locarno, zu einer Liegekur nach Gardone und schließlich im Mai/Juni zum Französischlernen nach Lausanne.

Auch ein anderes Zwischenspiel nimmt nach diesem Aufenthalt in der Schweiz seinen Lauf. In einem Brief an Walther Heinrich Unus aus München – nun Kaulbachstraße 56 – vom 18. November 1912 heißt es: »Jemand in Genf behauptet, ein Kind von mir zu kriegen und bombardiert mich mit Briefen in fremdländischer Zunge. Man will es sich

abtreiben lassen und wünscht von mir einige hundert Frank zu diesem Behufe. Ich weigere mich beharrlich durch Stillschweigen. Wenn ich schon ein Kind töten soll (was ich mir sehr überlegen würde) – muß es schon von mir sein. Obengenanntes Kind ist (aus nicht näher zu erläuternden hygienischen Gründen) keinesfalls von mir. Ich kann es beschwören. Und habe natürlich keine Lust mich mit Kindern fremder Väter irgendwie in Diskussion einzulassen.«<sup>33</sup> Den Briefen Klabunds und den Recherchen seines Biographen Guido v. Kaulla zufolge, hat Klabund später tatsächlich eine Vaterschaft anerkannt – ob für dieses Kind oder ein anderes? Jedenfalls äußerte er später gegenüber einem Freund, er habe einen Sohn von einer jüdischen Mutter.<sup>34</sup> Und in späteren Briefen spricht er von möglichen Alimentezahlungen oder dem Geburtstag seines Sohnes.

Klabund schrieb unter all diesen Eindrücken seinen ersten heiter-düsteren, von vielen eigenen Erlebnissen angeregten *Roman eines jungen Mannes* unter dem Arbeitstitel *Der Rubin* – zu früh, denn von der grotesken Lebensgeschichte Josua Tribolicks, der in München studiert, an Tuberkulose erkrankt und nach einer erschöpfenden Fieberjagd vereinsamt stirbt, konnte er noch keinen Verleger überzeugen.

Immer wieder mußte sich Alfred Henschke, Klabund, nun zu Kuren zurückziehen. Im Sommer 1913 war er in Bad Reichenhall. 1913/14 ging er während des *Pan*-Prozesses nach Arosa ins Sanatorium Beau-Rivage. In seinem Neujahrsbrief aus Arosa an Walther Heinrich schreibt Klabund entschlossen, der Krankheit nicht die zentrale Position in seinem Leben einzuräumen: »Die Krankheit ist ein besonderes Kapitel. Ich führe in meinem Leben doppelte Buchrechnung. Auf der einen Seite nimmt zwar die Krankheit erheblichen Raum ein; aber sie ist nur »notiert« [, zur] Kenntnis genommen. Der Teufel soll mich frikassieren, wenn sie je Einfluß auf die andre Seite, auf mein wirkliches Leben, gewinnen sollte. Stimmungen werden daran nichts ändern.«<sup>35</sup>

In Arosa bleibt Klabund zunächst nicht untätig; er schreibt an seinem Romanprojekt und an Gedichten in japanischer Art, den *Geisha-Liedern*. Angeregt durch einen japanischen Arzt in Arosa, getragen von seiner Begegnung mit japanischer Kunst in München und von der Gestalt der Geisha in Puccinis Oper *Madame Butterfly*; versuchte sich Klabund zum ersten Mal in der Aneignung asiatischer Dichtung. Erste Beispiele wurden im *Pan* gedruckt, aber ein Verleger ließ sich für die japanische Lyrik noch nicht finden.

Literarische Produktivität, Verliebtheit und Krankheit beschäftigten

Klabund in Arosa. Leben und Tod standen dicht zusammen: Klabund verliebte sich in ein Mädchen aus Uruguay und traf währenddessen Verfügungen für seinen literarischen Nachlaß. In einem Brief an Heinrich wird ein vorläufiges Testament aufgesetzt, im nächsten wieder treibt ihn der Lebenshunger: »Könnt ich hier weg! Abenteuer! Abenteuer! Abenteuer! brauch ich!«<sup>36</sup>

Im Mai 1914 war Klabund wieder zurückgekehrt nach München – auf die andere Seite des Lebens, um sich in Schwabing erneut in die Geselligkeiten zu stürzen. Er verkehrte mit Emmy Hennings, mit Gottfried Benn und mit dem Malermodell Marietta di Monaco (eigtl. Maria Kirmdörfer, 1893–1981), einer Schwabinger Lokalberühmtheit, die – wie Erich Mühsam in seinen *Unpolitischen Erinnerungen* schreibt – »jedes Fest durch die allmählich zur lieben Gewohnheit werdende Überraschung [verschönte], daß sie gegen ein Uhr beim Tanzen ihre Hüllen fallen ließ und unter dem gutmütigen Beifall der übrigen nackt weiterhopste«.<sup>37</sup> Dem Maler Christian Schad (1894–1982) saß Marietta in Zürich 1916 Modell, Walter Serner (1889–1942) widmete ihr später sein Buch *Zum Blauen Affen*, und Klabund machte sie schon in München zur Titelheldin seiner Schwabing-Erzählung. Auch im Kutscherkreis war Klabund wieder ein regelmäßiger Gast; er bedichtete im Mai 1914 die »Kutscherkneipe« mit den Versen:<sup>38</sup>

Brüder, laßt im frohen Kreis  
Herz und Becher klingen.  
was das goldne Leben weiß,  
soll die Freude zwingen.  
Und im selbstgeformten Bild  
mag es sich entfalten,  
was in tiefster Seele quillt,  
will zum Lichte walten.

Grauer Tag versank in Nacht,  
und die Kerzen sprühen.  
Dunkel ist allein gemacht  
um der Seele Blüten.  
Herrlich fühle ich mich nah  
größten Bezirken;  
was ich einst im Gotte sah,  
wird im Freunde wirken.

Bruder halte deine Hand,  
fest auf meinem Herzen.  
Ist's erst in Kristall gebannt,  
wird es nicht mehr schmerzen.  
In der Erde braunen Schacht  
mag's ruhig sinken,  
bis die Sonne sich entfacht,  
und die Tiefen blinken.

Dann waren es äußere Umstände, die einen wichtigen Wandel in Klabunds Leben und Schreiben zur Folge hatten: Der Krieg brach aus. Klabund begrüßte wie viele seiner Generation – aus Klabunds Umkreis etwa die Freunde Wilhelm Buller und Hugo Ball – und manche seiner literarischen Mentoren – etwa Alfred Kerr, Artur Kutscher oder Richard Dehmel – den Krieg euphorisch. Gerade die Jungen wie Klabund erhofften sich ein Ende der wilhelminisch-verzopferten Gesellschaft, die sie literarisch in der *Revolution* verspottet hatten, eine Erneuerung und Verjüngung des patriotisch gefeierten Deutschlands durch den Krieg. Der expressionistische Jugendkult verband sich leicht mit der Kriegseuphorie, und auch Klabund bedichtete die *Neue Jugend*, der er sich zugehörig fühlte: »Deutschland hat einen Knabenkopf / Und braucht keine Perrücke« (Bd. IV/1, S. 162f.).<sup>39</sup>

An seinen älteren Freund Heinrich schrieb er am 3. August: »ich melde mich freiwillig bei den bairischen leichten Reitern. Hoffentlich nehmen sie mich.«<sup>40</sup> Seine Hoffnung wurde trotz mehrerer Versuche, doch noch »irgendwie an die Front zu kommen«, enttäuscht. So sah er seine Aufgabe darin, sein Schreiben in den Dienst des Krieges zu stellen: Mit eigenen *Soldatenliedern* (1914) und mit freien Nachdichtungen chinesischer Kriegsgedichte wollte der Dichter zu Kriegsbeginn die Begeisterung der Freiwilligen unterstützen. Sein Anfang August geschriebenes, dem einziehenden Bruder Hans gewidmetes *Lied der Kriegsfreiwilligen* (Bd. IV/1, S. 43f.)<sup>41</sup> wurde auf Feldpostkarten gedruckt und in zwei Melodien unter den Soldaten gesungen. Er hatte es flugs nach der Manier der Verse für den Kutscherkreis gedichtet:<sup>42</sup>

Brüder, laßt uns Arm in Arm  
In den Kampf marschieren!  
Schlägt der Trommler schon Alarm  
Fremdesten Quartieren.

West- und östlich glüht der Brand,  
Sternenschrift im Dunkeln  
Läßt die Worte funkeln:  
Freies deutsches Land!  
Hebt die Hand empor:  
Kriegsfreiwillige vor!

In aller Eile wird Klabund zum Soldaten der Feder; das vormalige Kutscherkreislied erschien ebenfalls im Band der *Soldatenlieder* – unter dem Titel *Siegeslied*. Dem ersten Band *Soldatenlieder* folgten nach wenigen Wochen die Verse des *Kleinen Bilderbuchs vom Krieg*. Auf einem ›Vaterländischen Abend‹ rezitierte er bei einem gemeinsamen Auftritt mit Wedekind und Becher Kriegsgedichte (18.09.1914), und am 10. Oktober folgte die Uraufführung seiner drei ungedruckten Kriegsszenen *Kleines Kaliber*, von denen Kurt Eisner (1867–1919) in der sozialdemokratischen *Münchener Post* urteilte, Klabund habe sich »von dem bisher gepflegten Gebiet auf das militärischer Zusammenstöße begeben«, verhöhne, »während sich die Erde mit dem Blut auch ihrer Söhne bedeckt, in drei Szenen Russen, Franzosen und Engländer«. Das Ganze sei eine »skandalöse Dummheit ohne Hülle«. <sup>43</sup> Auch eine umfangreiche Anthologie deutscher Soldatenlieder, *Das deutsche Soldatenlied wie es heute gesungen wird* (München 1915), wurde von Klabund für die Frontsoldaten zusammengestellt; Klabund beschrieb die Aufgabe dieses Buches im »Nachwort« mit den Worten: »Möge das Soldatenlied an seinem Antheil auch des gegenwärtigen großen Krieges begriffen werden: als ein Kämpfer für deutsche Freiheit, Menschlichkeit, Innerlichkeit, für deutschen Humor und deutsche Melancholie.« Guido v. Kaulla irrt, wenn er die Auffassung vertritt, in diesem Werk zeige sich, daß Klabund nun die »Bitterkeit des Krieges« reflektiere, da in den Dichtungen auch das Schwere des Krieges sich zeige. Klabunds Zusammenstellung folgt vielmehr der Auffassung seines ebenfalls kriegsbegeisterten Lehrers und Soldatenlied-Sammlers Artur Kutscher, der selbst als Freiwilliger ins Feld gezogen war und seine Seminare dann 1915 als Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz an der Brust hielt. Kutscher war der Ansicht: »Das Soldatenlied muß Heiterkeit und Trauer wecken, die Empfindungen zu Vaterland und Heimat und Jugend und Elternhaus bewegen, von Pflicht und Kampf und Tod, von Liebe und Hoffnung handeln, die Freuden und Leiden des militärischen Dienstes auch im einzelnen darstellen, die Ruhe, die Erholung und den herz-

haftesten Genuß. Das Soldatenlied muß anzüglich sein und derb in Sentimentalität, in Erotik und Komik, wenn es Zweck haben soll.« <sup>44</sup> Kutscher sammelte besonders während seiner ›21 Kriegsmomente‹ Soldatenlieder, gab diese 1917 unter dem Titel *Das richtige Soldatenlied* in Berlin heraus, übernahm zudem ein Soldatenlied-Dokumentationsprojekt der Bayerischen Akademie und beschäftigte noch nach Kriegsende seinen Doktoranden Manfred Hausmann mit einem Disserationsprojekt zum Thema. Klabunds eigene Soldatenlieder wie seine Anthologie oder die Übertragungen chinesischer Kriegsgedichte folgen Kutschers Auffassung der Soldatenlieder als einer Volksdichtung, welche, ohne Kritik am Krieg zu üben, nicht nur glorifizierenden Charakter haben muß; die Darstellung von Tod und Trauer allein vermag keinen Hinweis auf eine etwaige distanzierte Einstellung zum Krieg zu geben.

In den Briefen an Heinrich blieb die Kriegsbegeisterung bis ins Jahr 1915 hinein erhalten; dann machte sich – deutlicher ab Oktober 1915 – allmählich eine zunehmende kritische Distanz zum Krieg bemerkbar. In den Werken des Jahres 1915 dominiert das Kriegsthema: Unter dem Titel *Dumpfe Trommel und beraushtes Gong* erschienen Nachdichtungen chinesische Kriegsslyrik, ein Band mit Kurzprosa unter dem Titel *Marketenderwagen*. Außerdem folgten noch Ende des Jahres Klabunds gesammelte Soldatenlieder (*Dragoner und Husaren*) sowie im folgenden Jahr der kurze, noch 1915 geschriebene »Roman eines Soldaten«, *Moreau* (1916), in welchem Moreau als Symbol des Soldaten eher distanziert und ambivalent gezeichnet wird: so ambivalent, daß der Roman – zu einseitig – in jüngerer Zeit auch als Zeugnis »identifikatorischer Heldenschwärmerei« und der Sehnsucht nach dem »Ausleben eigener Lebenswünsche« gelesen worden ist. <sup>45</sup>

Wann sich Klabunds Einstellung zum Krieg letztlich wandelte, bleibt fraglich, auch wenn die zunehmende Distanz offensichtlich ist. Besonders äußere Ereignisse dürften daran ihren Anteil gehabt haben. Freunde Klabunds waren an der Front. Nachrichten von Verletzungen und Todesfällen häuften sich. Der *Revolution*-Redakteur Hans Leybold war bereits 1914 gefallen; die Verse *Auf einen gefallenen Freund* sind ihm gewidmet. Klabunds Bruder Hans wurde verwundet; der Neffe seines Freundes Heinrich fiel. Mit dem Maler Franz Marc (1880–1916), den er sofort »menschlich lieb gewonnen« hatte, <sup>46</sup> saß er vor dessen Einberufung im Café Stefanie; wenige Wochen später fiel Franz Marc am 4. März 1916 vor Verdun an der Front. Bis zum Januar 1916 zogen sich

die eigenen Musterungen Klabunds hin; auch nach der neunten Untersuchung wurde er wiederum wegen seiner Krankheit vom Dienst freigestellt. Tatsächlich ging es Klabund in diesem Winter wieder deutlich schlechter; an Heinrich schreibt er, er sei »eigentlich immer im Fieber« und müsse zur Kur nach Davos reisen.<sup>47</sup> Bereits kurze Zeit darauf war er in Davos-Dorf eingetroffen; die Seite der Krankheit übernahm in seinem Leben wieder das Regiment.<sup>48</sup>

»Klabunds Leben stand unter dem Zeichen der Krankheit und des Wortes.« So schrieb der Jugendfreund Rudolf Kayser (1889–1964) in einem rückblickenden Essay.<sup>49</sup> Von Klabund kann kaum gesprochen werden, ohne von seiner Krankheit zu sprechen. Der Dichter lebte das Leben auf dem *Zauberberg* Davos fast so, wie es Thomas Mann beschrieben hat. Tatsächlich hatte er zunächst in eben jenem Waldsanatorium in Davos logiert, in dem im Juni 1912 Thomas Mann zu Gast gewesen war; doch wechselte Klabund schon kurze Zeit darauf in die 1913 eröffnete Pension Stolzenfels, die heute mit einer Gedenktafel an den berühmten Gast erinnert.

Auch in einigen seiner Werke wird die Welt der Kranken reflektiert. Weder den frühen zwischen trivialer Erotik und düsterer Krankenwelt schwankenden *Roman eines jungen Mannes* noch die Kurzromane *Franziskus* oder *Spuk* wird man in die Hand nehmen, ohne an die Lebensgeschichte des Autors zu denken. Schon bei seinem ersten Davos-Aufenthalt 1916 hatte Klabund die Davoser Erzählung *Die Krankheit* geschrieben, in welcher die überdrehte Atmosphäre des Kurortes – nicht ohne Bezug zu seinem realen Personal – karikiert wird. In der Pension Stolzenfels wurden unter Klabunds maßgeblicher Führung das Faschingsfest mit »Bazillenwalzer« und das »Fest der Schneeschmelze« mit ebensolcher Ausgelassenheit gefeiert.<sup>50</sup> Klabunds Erzählung *Die Krankheit*, welche von dieser Stimmung der ausgelassenen Kranken berichtet, provozierte: Max Hermann-Neiße (1886–1941) etwa notierte nach der Lektüre empört, die Erzählung stelle eine »unglaubliche Profanation des Leidens« dar.<sup>51</sup> Für ihn war Klabunds Werk eine ethische wie literarische »Verfallserscheinung«, die der leichten Muse nachhängt: »Gewissen, Verantwortungsgefühl, Verpflichtung zu Not und Marter, Ethik bleiben Deklamationsvokabeln aus fremden Lagern, zu schwerwiegend für die Falterhaftigkeit der Gauklerexistenz«.

Vergnügungen und Depressionen wechselten sich in überdrehtem Rhythmus beständig ab. An Heinrich schrieb er am 22. März: »Ich bin

wieder ein wenig elend. Alle paar Tage krieche ich ins Bett. Da sind aber auch die ††† Frauenzimmer dran schuld. Wenn das so weitergeht, reise ich ab und fahre nach Locarno.«<sup>52</sup> Auch andere Sorgen stellten sich ein. Das Kurleben war teuer und der Kurs wegen des Krieges zu ungünstig. Bereits Ende März floh er dann tatsächlich vor dem exaltierten Kurleben und den finanziellen Sorgen aus Davos zunächst nach Zürich, dann für einige Zeit nach München. In Zürich beobachtete er die Anfänge des Dadaismus im Cabaret Voltaire und traf sich mit Hugo Ball, Emmy Hennings, Richard Huelsenbeck und auch mit Marietta, die in den Programmen der Dadaisten mitwirkte.<sup>53</sup> Klabund kannte die wichtigsten Protagonisten der Szene und hatte schon manches Mal mit ihnen gemeinsam gearbeitet. Bereits 1914 soll Klabund mit Hugo Ball und Walter Serners Freundin Marietta als Klarinetta Klaball im Münchener Simpl ein Gemeinschaftsgedicht vorgetragen haben, in dem es hieß:<sup>54</sup>

Ich bin in Tempelhof jeboren  
Der Flieder wächst mich aus die Ohren  
In meinem Munde gast die Kuh ...  
O Eduard steck den Degen ein.  
Was denkst du dir denn dadabei'n  
Des Morgens um halb fünf'e?  
Er sagte nichts mehr dadarauf.  
Er stützt sich auf den Degenknauf  
Und macht sich auf die Strümpfe.

Diese Verse zählen gewiß zur Vorgeschichte des Dada, an welcher auch Klabund einen Anteil hat. Auch in Zürich gehörte er zum Dada-Umfeld des Cabaret Voltaire, und seine Texte wurden – wie ein Programmblatt ausweist – an den Zürcher Cabaret-Abenden von Hugo Ball vorgetragen. – Dadaist wurde Klabund dennoch nicht. Im August kehrte er bereits wieder nach Davos zurück.

Es war die Atmosphäre des Kurortes Davos, in welcher Klabund die junge, sehr schöne und blonde Passauerin Brunhilde Heberle 1916 kennenlernte. Mit ihr verband er seinen Wandel von der Kriegsbegeisterung zum Pazifismus; in einer spielerischen Taufzeremonie gab er ihr den Namen Irene, und er schrieb im November und Dezember an einem bereits formal deutlich von den Soldatenliedern der ersten Kriegszeit unterschiedenen Gesang *Irene oder die Gesinnung*, in welchem er sich selbstkritisch von früheren Idealen löst und sich zu einer

irenischen Anschauung bekennt. Selbst seinem Namen gibt er nun eine neue Deutung: »Klabund«, so will er es nun verstehen, »das heißt: Wandlung« (Bd. IV/1, S. 215). Die geliebte Irene war ihm zum Symbol seines eigenen Wandels geworden. In den Versen vermischt sich der Name der Geliebten mit seiner griechischen Bedeutung im Sinne von Frieden und Eintracht.

Je länger der Krieg anhielt, desto stärker war der Fanatismus abgekühlt. Bereits die Texte des *Marketenderwagen* (1915) zeigen eine distanzierte Haltung. Zerstückelte Soldaten und grausige Szenen aus dem Hinterland des Krieges bilden den Inhalt der meisten der kurzen grotesken Texte dieses Bandes.<sup>55</sup> Klabunds Begeisterung wich so allmählich der Ernüchterung; am 3. Juni 1917 forderte er schließlich in einem offenen Brief aus der Schweiz sogar den Kaiser zum Abdanken auf. Ebenfalls 1917 verfaßte er eine expressionistische Szenenreihe unter dem Titel *Das Erwachen*, in welcher die Kriegsleiden drastisch vorgeführt werden und das Ringen um eine deutschpatriotische Haltung pazifistischer Prägung deutlich wird. Klabunds Kriegsgedichte hatten sich indes bereits verselbständigt; während Klabund sich offen zum Pazifismus bekannte und Kritik am Krieg und der Politik des deutschen Kaisers übte, erschienen noch Verse aus seiner Feder in einer Anthologie für Soldaten: *Krieg in Flandern. Gedichte von Soldaten der 4. Armee* (Stuttgart / Berlin 1917), eine Sammlung von Texten, die zuvor in der *Kriegszeitung der 4. Armee* gedruckt worden waren. Neben Texten von Soldatendichtern wurden Gedichte von Klabund, seinem Mentor Walther Heinrich Unus sowie von Autoren wie Gorch Fock, Rudolf A. Schröder und Paul Zech gedruckt.

Mit Irene verlebte Klabund glückliche Tage in Davos; sie trafen sich im (April oder) Mai 1917 auch in Locarno.<sup>56</sup> An den Stolzenfels-Wirt, Rechtsanwalt und Kunstkritiker Erwin Poeschel schrieb er aus dem Tessin: »Wir leben hier ganz sommerlich und ländlich. Wenn wir nicht schlafen, so segeln oder angeln wir.«<sup>57</sup> Schließlich kehrte Irene nach Passau zurück, wo Klabund sie im August 1917 besuchte. Mit den Eltern, dem mit Alfred Kubin und den Eltern von Hans Carossa befreundeten Rechtsanwalt Max Heberle und seiner Frau Irene bestand noch über Brunhildes (»Irenes«) Tod hinaus eine enge Freundschaft.

Den Herbst verbrachte Klabund in Basel – mit der Schauspielerin Anny Ro...g, die später, am 21. Oktober 1919, an der Uraufführung von *Hannibals Brautfahrt* in Basel mitwirkte.<sup>58</sup> Irene traf er in Davos Anfang 1918 wieder, wo sie sich zu einer Nachbehandlung einfinden mußte

und Klabund sie nach der Baseler Affäre zu versöhnen suchte. Er dichtete seiner Freundin hier in kürzester Zeit *Die kleinen Verse für Irene*, die in kleinster Auflage gedruckt und nur an wenige Freunde vergeben wurden: etwa an Erwin Poeschel oder den Arzt Ernst Levy. Mitte März 1918 kehrten beide nach Locarno zurück. Für das Paar war es eine Zeit der Hoffnung, in der es die gemeinsame Krankheit verdrängen konnte. Die selbst kindliche, viel zu zarte Irene wollte ein Kind von ihrem »Fred«. Im Frühjahr 1918 schrieb Irene der gemeinsamen Freundin Thea Kahn, geb. Meinhardt, glückliche Zeilen nach Davos:<sup>59</sup>

Jetzt waren meine Eltern 14 Tage bei uns, ich kann Dir gar nicht sagen wie schön und glücklich die Zeit war, nur so schrecklich schnell verging sie und der Abschied war so schwer, daß ich noch gar nicht darüber weg gekommen bin. Liebste Thea, ich würde Dir so gerne recht oft schreiben, denn meine Gedanken sind gerne bei Dir und es tut mir so unendlich leid, daß Du immer noch so vereinsamt krank sein mußst, aber die Zeit entflieht mir so schnell, daß es mir nie gelingt, alles zu tun was ich möchte. Ich kann nicht einmal Fred alles das tun was sich für eine sorgsame Frau gehören würde, ich muss mir oft Vorwürfe darüber machen, die ich allerdings wegen meinem Zustand nicht ändern werde können. Ich erwarte nämlich im Winter ein Kind und das macht sich jetzt schon bemerkbar. Die ganze Familie freut sich und ist glücklich darüber, besonders wir beide und meine Eltern, denn es geht mir selbst gesundheitlich dabei ausgezeichnet und für das Kind sind hier in unserem Gartenparadies die günstigsten Bedingungen gegeben. Die Ärzte sprechen eine Vererbung der Tuberkulose ab, nur Übertragung wäre möglich gewesen wenn wir beide nicht tuberkelfrei wären. Meine Lunge ist ganz gesund und Fred hustet auch nie mehr und ist wohl auch in der Ausheilung begriffen. Wir haben deshalb schon ganz Angst wegen dem Militär, aber in der Schweiz wird man ja wohl nicht so sein. Du siehst also, daß auch alte Davoser noch gesund werden können, das sei ein guter Trost für Dich zum Aushalten. [...] – Fred arbeitet schrecklich viel, es macht mir oft wegen der Gesundheit deshalb Sorge, aber ich kann bei ihm den Künstler nicht vom Menschen trennen und so freue ich mich auch wieder über all das Herrliche das ich so entstehen sehe.

Klabund genoß in Locarno nicht nur die junge Liebe und die Idylle; wie stets trug er sich auch mit Projekten – nun arbeitete er an einem

Roman *Mohammed* und über zwei Jahre an seinem wohl wichtigsten Prosawerk, der episodischen Eulenspiegel-Erzählung *Bracke*, die erst nach Kriegsende erschien. In seinen Publikationen trat Klabund in dieser Zeit immer stärker auch als Nachdichter und Adaptor fremder Literaturen in Erscheinung. 1917 war nach dem *Li-tai-pe* nun *Das Sinngedicht des persischen Zeltmachers* mit freien Nachdichtungen der Verse Omar Chajjams erschienen. Wieder hatte Klabund einen neuen Stoff erprobt, eine neue Form gefunden; ein Kritiker schrieb aus Anlaß der Zeltmacher-Verse: »Klabund durchrast die Welt wie ein Stadion; im Nu saugen seine Augen sich voll mit scharf umrissener Gestalt und mit schöpferischer Atmosphäre. Die Krallen des Raubvogels sehe ich an seiner Hand.«<sup>60</sup> 1918 konnten endlich auch die bereits in Arosa begonnenen Lieder der *Geisha O-Sen* erscheinen; 1919 folgten die Nachdichtungen des Hafis (*Der Feueranbeter*).

Nicht zuletzt knüpfte Klabund in dieser Zeit Verbindungen zu einem Nachbarn in Locarno, zu Hermann Hesse (1877–1962), der dem jungen Dichter mehr als einmal über finanzielle Sorgen hinweghelfen sollte und der für Klabund in der Folge einer der wichtigsten Ansprechpartner der älteren Generation wurde. Neben Hesse weilten auch andere illustre Gäste in Locarno. Die Wirtin der Villa Neugeboren, Hildegard Jung-Neugeboren, bei welcher sich Klabund und Irene einquartiert hatten, erinnerte sich 1973 an diese Zeit: »Wie oft und lange Hesse bei mir wohnte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls bis Ende 1918 war er zwei bis dreimal im Jahr auf Monti. Dann wurde es ihm zu lebhaft. Denn in unserem großen Haus wohnte auch Klabund mit Frau, der Zoologe Karl Soffel und andere. Sie hatten viel Besuch, den Dramatiker Reinhard Goering [...], Rilkes Freundin Lou Andreas-Salomé, die Gräfin Franziska von Reventlow [die im Juli 1918 in Locarno nach einer Operation verstarb], Hugo Ball mit seiner Frau [Emmy Hennings; damals noch nicht mit Ball verheiratet] und andere. [...] Seine Gedichte hat er [Hesse] sehr durchgearbeitet. Oft kam er und zeigte mir mehrere Fassungen, las vor und schrieb wieder um – ganz im Gegensatz zu Klabund, der in Ermangelung von Papier eine Manschette abschneidete, sie beschrieb und zur Post gab.«<sup>61</sup>

Aus den Locarner Freundschaften erwuchs auch ein gemeinsames Projekt: eine umfassende Anthologie von Tiergedichten der Weltliteratur, die Klabund mit dem Zoologen Karl Soffel, den er schon 1916 in Locarno getroffen hatte und nun wiedersah, zusammenstellte und 1919 unter dem Titel *Der Tierkreis* publizierte.

Im Juni 1918 heirateten Irene und Klabund; als Trauzeugen fand sich neben dem Freund Karl Soffel auch Klabunds Vater, Dr. Alfred Henschke, in Locarno ein. Am 17. Oktober wurde dem jungen Paar in einer Notoperation zwei Monate zu früh eine Tochter geboren – die Mutter war schwer krank und hätte eine normale Geburt nicht überstanden. Während jedoch die Vorzeichen so günstig gewesen waren und zudem das Kriegsende hätte bejubelt werden können, versank für Klabund diese Zeit in der privaten Trauer. Irene – allzu schwach von der Geburt und von der Krankheit – starb gerade zweiundzwanzig Jahre alt in der Nacht zum 30. Oktober 1918, kaum zwei Wochen nachdem das Kind geboren war. Klabund hatte seine Frau zuletzt nicht mehr sehen dürfen; er selbst lag seit über einer Woche krank im Spital. Das Kind starb nur wenige Monate später. An Heinrich schrieb er aus Locarno: »Daß sie ewig neben mir im Lichte stehen würde, ich hatte es kaum zu hoffen gewagt. Dazu war sie zu engelhaft, zu schwebend. Aber einige Jahre, so malte ich es mir, würden wir doch miteinander selig sein können. Nun wurden es einige Monate. Und bitter bereue ich es, daß ich ihr, wie ich's zuerst wollte, das Kind nicht im ersten Monat nehmen ließ. Aber sie hatte solche himmlische Freude an dem Kind, daß ich's nicht über mich brachte. Und als sie operiert worden war und man ihr das lebende Kind auf den Arm gab, da lächelte sie paradiesisch.«<sup>62</sup> »Ich war dein Tod. Ich habe dich gemordet«, dichtete Klabund im dreizehnten der dreißig Sonette seiner Totenklage *Die Sonette auf Irene*. Er plagte sich mit Selbstvorwürfen, die als dunkle Schatten auch noch in späteren Texten wiederkehren.

Kaum vermochte Klabund die Ereignisse in Deutschland noch wahrzunehmen. In Briefen an Irenes Eltern und an Walther Heinrich schrieb er: »Die Revolution in Deutschland erscheint mir nur wie eine Fackel zu ihrer Totenfeier entzündet.«<sup>63</sup> Dennoch gingen die turbulenten Nachkriegstage nicht spurlos an dem trauernden Dichter vorüber, und Klabund geriet in die politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit. Noch in Kriegszeiten hatten einige ihm sein früheres Engagement für den Krieg übel genommen; andere beschimpften den in der Schweiz lebenden Dichter als Deserteur. 1918/19 äußerte er sich in eigenen Stellungnahmen aus Locarno wiederholt zum Geschehen. Im März oder April 1919 kehrte er schließlich nach Deutschland zurück, wo er sich zunächst in München aufhielt und in kürzester Zeit mehrere Publikationen vorlegte wie seine gesammelten Villon-Dichtungen (*Der himm-*

lische *Vagant*), die Ballade *Montezuma* oder die politisch-satirische Schrift *Hört! Hört!*

Georg Hermann, der den Dichter 1919 in München kennenlernte, erinnerte sich später: »Dann aber lernte ich Klabund in München kennen. Ein schmalbrüstiger, blasser Junge, der stets mit schräggesenktem Kopf durch dicke randlose Brillengläser sah, kurzsichtig, verträumt und erstaunt, und doch sehr eindringlich. Frau und Kind hatte er vor kurzem zugleich verloren [...]. Man merkte ihm keinen Schmerz darüber äußerlich an. Er sprach zwischen tausend literarischen und politischen Dingen (denn damals war man ja noch politisch erregt!) nur noch nebensächlich davon, wie von eben bestehenden Tatsachen. Und doch erinnere ich mich nicht, jemand gesehen zu haben, der so den Eindruck einer ganz leeren Schale, wie ein ausgeblasenes Ei, auf mich gemacht hätte ... so den von Lebenshunger, verbunden mit tiefer Unbeteiligung ... so den von Heimatlosigkeit gemacht hätte ...«<sup>64</sup>

Als Klabund Mitte April 1919 ein anonymes Telegramm erreichte, Erich Mühsam sei im Gefängnis Oberhaus bei Passau in Haft und bedürfe seiner Hilfe, brach er sofort dorthin auf. Er wurde noch auf dem Weg selbst verhaftet, da man ihn fälschlich für einen Gesandten der Münchener Räterepublik hielt. Die Tage vom 17. bis 26. April 1919 verbrachte Klabund in Schutzhaft, dann klärte sich auch Dank des Einsatzes von Irenes Vater das Mißverständnis auf. Nach der Haftentlassung kehrte er in die Schweiz zurück, wo er bis zum September blieb. Im Juni nahm Klabund von dort doch einmal Stellung. In einem Telegramm an die bayerische Regierung Hoffmann in Bamberg schrieb er am 7. Juni 1919 anlässlich der Vollstreckung des Todesurteils gegen das Mitglied der Räterepublik Eugen Leviné: »keiner partei zugehörig protestiere ich aus gruenden der gerechtigkeit und menschlichkeit empoert gegen die hinrichtung lewines | klabund locarno monti«.<sup>65</sup>

Keineswegs war Klabund »der linke Sozialist«,<sup>66</sup> und tagespolitische Fragen haben ihn trotz dieser Episode nicht dauerhaft und selten ernstlich berührt. 1919 hielt er sich bewußt auf Distanz. Er suchte seinen Fluchtpunkt nach Irenes Tod und im Trubel der Nachkriegszeit in der chinesischen Philosophie: »Ich bin, wie Sie wissen, Taoist, und mich trennt eine Welt vom Gedanken des Klassenkampfes, des Terrors und der Diktatur. Ich glaube nicht an eine sozialistische Welt, sondern nur an eine sozialistische Wirtschaftsanschauung. Wenn auch meine ganze Sympathie den revolutionären Arbeitern gehört, so bin ich doch Revolutionär der Seele oder glaube es wenigstens zu sein.«<sup>67</sup>

Klabunds politische Stellungnahmen zwischen 1917 und 1919 zeigen deutlich, daß die Taoismus-Rezeption nicht als Eskapismus aufzufassen ist. Die Aufbruchstimmung der ersten Kriegstage mit expressionistischem Jugendpathos war einer tiefen Desillusionierung über die Werte und Normen der »westlich-rationalistischen« Vorkriegsgesellschaft gewichen. Die taoistischen Maximen dienten so nicht nur als eine private Lebenshilfe. In ihrer Rezeption ist vielmehr die Suche nach neuen ethischen Konzepten, einer lebberen Humanität und einer Überwindung der Vereinzelung des modernen Menschen dokumentiert.<sup>68</sup> Auch das wohl ehrgeizigste, 1919 erschienene Werk Klabunds, der Gedichtband *Dreiklang*, spiegelt diese Bemühungen, indem neben zivilisationskritischen Äußerungen (»Silvia oder die Verheißung I: Der Waldmensch«) Elemente der fernöstlichen Lehren integriert werden. Besonders in dem Zyklus »I-hi-Wei« ist Klabunds Taoismus-Verständnis repräsentiert. – In diesen Jahren finden Klabunds Werke auch Interesse in einem ganz anderen Kreis: im Zirkel um den Heidelberger Alexander v. Bernus (1880–1965), in dessen Zeitschrift *Das Reich* zwischen Texten des Herausgebers und Rudolf Steiners Fernöstliches aus Klabunds Feder zum Vorabdruck kam.

Der wichtigste Gesprächspartner über die fernöstliche Philosophie war sicherlich Hermann Hesse, der in dieser Zeit mit dem Aussteiger und lokalen Guru vom Monte Verità (Ascona), Gusto Gräser (1879–1958), über den Taoismus disputierte. Gemeinsam hegten Gräser und Hesse die Überzeugung, daß die Sprüche des Tao zur Humanisierung an die gegenwärtige, desorientierte Jugend weitergegeben werden müßten. Klabunds spätere Nachdichtung der Sprüche – die Hesse allerdings als zu frei empfang – erklärt sich gewiß aus diesem Gesprächskontext; eine bedeutende Nähe zwischen Hesse und Klabund erkannten bereits die Zeitgenossen.

Im Erscheinungsjahr von Klabunds *Dreiklang* veröffentlichte Hermann Hesse unter dem Pseudonym Emil Sinclair seine Erzählung *Demian*. Wer beide Werke nebeneinander legt, wird leicht verstehen können, warum zunächst Klabund für den eigentlichen Verfasser des *Demian* gehalten worden ist. Klabund berichtet hiervon Hesse – ohne die wahre Verfasserschaft zu vermuten? – mit den Worten: »*ich hätte dies Buch geschrieben haben können* – wohlverstanden, nicht in stilistischen Einzelheiten: *aber principiell* und grundlegend«.<sup>69</sup>

In einer späteren Äußerung in der *Neuen Rundschau* (1920) näherte sich Klabund Hesse noch deutlicher – gegen den Vatermord-Expres-

sionismus eines Hasenclever und die sozialistischen Hoffnungen eines Leonhard Frank: »Wir wollen wieder natürlich werden. Nicht im Sinne Rousseaus, indem wir schöne Bücher darüber schreiben, um selber so unnatürlich wie möglich zu sein. Wir wollen alles von uns selbst, nicht vom andern fordern: als was er nicht freiwillig zu geben imstande und willens ist. Eine ökonomische Diktatur: schön, aber eine Diktatur über unsre Seelen: niemals. Die deutsche Jugend hat sich von Hasenclever und Frank fortentwickelt. Ihr Weg geht über den *Demian* und den *Klingsor*.«<sup>70</sup>

In Klabunds eigenem Werk zeichnet sich in dieser Zeit der Wandel vom expressionistischen Morgenrot zu einer neuromatischen Humanität ab. Die Auseinandersetzung mit dem Taoismus, die etwa bis 1921 andauerte, als Klabund noch einmal in seinem Roman *Spuk* (1922) die östliche Philosophie aufgriff, bildete dabei eine wichtige Durchgangsstation in der eigenen Entwicklung.

Im Herbst 1919 zog Klabund nach Berlin, in die Hallesche Straße 21/I; die Stadt wurde nun für ihn zu einem wesentlichen Bezugspunkt. Als Brettldichter und schillernde Nachtgestalt warf er sich dort in das Leben der Kabarettis; an Erwin Poeschel in Davos berichtet er: »ich bin für ein Jahr in den Reinhardkonzern als eine Art Mittelding zwischen Dramaturg und Varietédirektor getreten.«<sup>71</sup> Klabund lebte wieder im Hier-und-Jetzt des Lebens: Auch Liebschaften gaben sich die Klinke in die Hand. Im Winter 1919/20 wurde er der Begleiter der Schauspielerin Grete Guttman, der er manche Verse widmete, die später in das Gedichtbuch *Das heiße Herz* gingen.<sup>72</sup> Im Sommer 1920 gewannen eine Mimi aus Karlsruhe und Fanny Z...rer sein Herz. (*Das heiße Herz* enthält auch ihnen gewidmete Verse.)

Besonders galt sein Interesse der Uraufführung seines Stücks *Die Nachtwandler* unter Rolf Roennecke in Hannover am 7. Mai 1920. In diesem Stück, das eine Zwischenstellung zwischen den Dramen des Naturalismus und Expressionismus und den späteren Volksstücken eines Ödön von Horváth einnimmt, geht Klabund auch auf ironische Distanz zum eigenen Jugendkult.

Die Uraufführung in Hannover endete allerdings in Anwesenheit des Autors unter den Rufen der Randalierer: »Nieder mit den Juden!« in einem Skandal. Klabunds Freund, der Verleger Paul Steegemann, schilderte dessen Besuch in Hannover und das Ereignis später: »Und dann kam er auch selbst. Das ›Hoftheater‹ spielte eine seiner Tragikomödi-

en. Das fing zuerst ganz ruhig an. Aber als dann ein Kindersarg ›mit dem toten Kind der siebzehnjährigen Geliebten‹ über die Bühne getragen wurde und sonst noch allerhand Unbürgerliches zur Darstellung kam, da ging der Skandal los. Und er steigerte sich von Aufführung zu Aufführung. Wir hatten alle Hände voll zu tun, die Abwehr zu organisieren, die randalierenden Prä-NS-Studenten zu besänftigen und aus dem Theater zu – geleiten.«<sup>73</sup>

Nach der Hannoveraner Uraufführung reiste Klabund nach Heidelberg. Dort wurde noch im Mai am Wolfsbrunnen ein munterer Abend zu Ehren des schwedischen Villon, Carl M. Bellman, gefeiert, bei dem Klabund auch seine eigene Nachdichtung des *Notabene* von Bellman vorgetragen haben wird. Es war wohl eben jener Bellman-Abend, der um den Heidelberger ›Artur Kutscher‹, Dr. Wilhelm Fränger (1890–1964), veranstaltet wurde, der selbst die Bellman-Lieder »meisterlich zur Laute vortrug«. Gemeinsam mit einem Heidelberger Studenten hatte Fränger eine Szenenfolge um Bellmans Leben verfaßt, die damals vorgetragen wurde. Der Student hieß Carl Zuckmayer. Er schrieb in seinen Erinnerungen über diesen Abend: »Unsere Hauptdarstellerin, als Bellmans ›Ulla Winblad‹, war ein Malermodell, eine Maler- und Poetenfreundin aus Karlsruhe, namens Mimi, von uns die ›badische Aspasia‹ genannt. Sie trug zum ersten und vermutlich einzigen Mal in ihrem Leben einen nicht allzu umfangreichen Reifrock, und wenn sie sich setzte, klappte er zum Vergnügen der Zuschauer jedesmal in die Höhe. Darunter trug sie nichts als ihre schönen Beine.«<sup>74</sup>

In dieser Zeit war Klabunds Anthologie *Das trunkene Lied* erschienen, welche neben seiner Bellman-Nachdichtung die schönsten Trinklieder der Weltliteratur versammeln sollte. Klabund wurde auch gebeten, im Fränger-Kreis seine Texte zu lesen. »Klabund fühlte sich in unserem Kreis so wohl, daß er bald darauf zu längerem Aufenthalt wiederkam und sich seine Verköstigung selbst mitbrachte: in Gestalt einer ebenso reizvollen wie vermöglichen jungen Dame, deren Familie irgendwo in der Welt nahrhafte Silberminen besaß – er nannte sie das ›Silberschiff‹ –, und die nicht nur ihn, sondern uns alle mit freier Hand begastete.«<sup>75</sup> In Heidelberg schloß Klabund auch ein szenisches Nebenwerk in einer ersten Fassung ab, das ungedruckt gebliebene Stück *Kaspar. Ein Trauerspiel*.

Klabunds finanzielle Situation war außerordentlich schlecht; auch seine Gesundheit war der regen Betriebsamkeit kaum gewachsen. Gegen-

über Bertolt Brecht, den er im März 1920 in einem Studentenklub kennengelernt hatte,<sup>76</sup> äußerte er sich wiederholt betrübt darüber, daß er mit seinen Werken zu schlecht verdiene.<sup>77</sup> Klabunds Lage verbesserte sich in den nächsten Jahren kaum. Daran änderte auch nichts, daß er für das Kabarett dichtete und auch selbst auftrat. Mit anderen organisierte er im Dezember 1920 unter der Leitung von Rosa Valetti (1869–1937) ein Kabarett im Café des Westens, das Café Größenwahn; und er gehörte seit Dezember 1919 schon neben Rosa Valetti, Joachim Ringelnatz, Gussy Holl (\*1888) u. a. zur Truppe des unter dem Patronat von Max Reinhardt wiedereröffneten »Schall und Rauch«.<sup>78</sup> In einer Erinnerung an diese Zeit heißt es: »Berlin war ein Hexenkessel. [...] Berlin hatte ein richtiges literarisches, großes Kabarett. Das war der Keller des Reinhardtschen Großen Schauspielhauses: es hieß ›Schall und Rauch‹ [...]. An der Spitze des Programms unser Klabund. Wie ein Schulbub, die Hände an der Hosennaht, trug er auf vollkommen unbegabte Art seine eigenen Sachen vor. Er war rührend, damals schon ein Gezeichnete des Todes. Eines Nachts brachte er uns die ›Ballade des Vergessens‹. Er hatte sie in einer Stunde mit hohem Fieber im Bett geschrieben. Wir Jungen waren begeistert. Ringelnatz stiftete einen Flasche Schnaps, was ohne Beispiel in der Geschichte dieser Trinknächte war.«<sup>79</sup>

Das »Schall und Rauch« war in der kurzen Zeit von 1919 bis 1921 eine der wegweisenden Kabarettbühnen der Republik, Talentschuppen und Zankapfel. Franz Mehring (1896–1981) und Kurt Tucholsky (1890–1935) gehörten mit Klabund zu den Autoren, bekannte Kabarettintertreten wie die Diseuse Blandine Ebinger traten hier auf. Als einer der wenigen Kabarettdichter stand Klabund persönlich auf der Bühne. Er war zu einer schillernden Gestalt im Literaturbetrieb geworden und fand ebenso leicht Freunde wie Kritiker. Seine Fähigkeit, unterschiedlichste Stoffe zu verarbeiten, unterschiedlichste Stile zu pflegen, sich auch einmal unter fremdem Gewand als Geisha O-Sen, als Hafis oder als Volksmund zu gerieren, wurde von den Zeitgenossen bewundert, aber auch bespöttelt. Der Dichterkollege Franz Blei (1871–1942) gab in seinem *Bestiarium literaricum* (1920), einem ›Brehms Tierleben der Schriftstellerwelt‹, Klabund die Gestalt eines bunten Käfers, der an sich schon recht farbig sei, aber überall, wo er etwas Farbiges finde, sich darin wälze und ein wenig Farbe mitnehme.<sup>80</sup> Das ist harmloser, als sich mit fremden Federn zu schmücken, aber wohl schon ein Vorwurf. Rudolf Kayser nannte ihn in seinem rückblickenden Essay einen

Tänzer, der berauscht von Duft und Farben durch den japanischen Garten der Literatur eilt, »nicht als Botaniker, nicht als Forscher, vielleicht nicht einmal als ein großer Kenner; aber als ein junger Mensch, der nur hier zu leben vermag [...]«.<sup>81</sup> Für die Zeitgenossen blieb der vielseitige, experimentierfreudige Dichter ein schwer faßbares Phänomen; für ihre Ratlosigkeit läßt sich manches sprechende Zeugnis finden. So schrieb etwa Kurt Martens in seiner Studie über *Die Deutsche Literatur unsrer Zeit* (1922): »Bei der großen Beweglichkeit von Klabunds Begabung, die äußeren Einflüssen, der momentanen Zeitstimmung und allerhand kleinen Sondererlebnissen gern nachgebend, keinerlei künstlerische Grundsätze verfißt, ist er ebenso schwer zu charakterisieren wie irgendwo einzuordnen.«<sup>82</sup> Ist die Virtuosität Klabunds Grund dafür, daß eine einordnungsbemühte Literaturgeschichtsschreibung der Epochen, Gruppen und Strömungen einen der populärsten Dichter der Weimarer Republik später immer weiter in die Fußnoten abdrängt?

Trotz Klabunds Betriebsamkeit blieb seine Lage gesundheitlich wie finanziell angespannt. Immer wieder mußten Gönner und Freunde dem Dichter unter die Arme greifen, da er die Kosten seiner Krankheit kaum zu tragen vermochte. Als er über Silvester 1920/21 einen Blutsturz erlitt, ermöglichte der Funktechnikpionier Graf Georg v. Arco (1869–1940) einen Sanatoriumsaufenthalt. Ihm und seiner Frau widmete Klabund später die kurze Erzählung *Der letzte Kaiser* (1923).

Klabund konnte Berlin Anfang 1921 verlassen, um in Italien Linderung zu suchen; er besuchte Capri, Positano, Neapel, traf Anfang Juli in Rom Harry Kahn (1883–1977) und seine Frau. Auf der Rückreise blieb er für einige Wochen in München. Dann kehrte er nach Berlin zurück. Hier traf er sich nun häufiger mit Brecht, dem er einen Generalvertrag mit seinem Verleger Erich Reiss zu vermitteln versuchte; beide nahmen auch regen Anteil an den Geselligkeiten dieses Winters und besuchten dieselben Atelierfeste.<sup>83</sup> Neben Brecht begegnete er auch Arnolt Bronnen und dem bereits aus München mit Klabund bekannten Otto Zarek. Wieder engagierte er sich im Kabarett-Leben Berlins. Im September 1921 gründete Trude Hesterberg (1892–1967) die ›Wilde Bühne‹ in der Kantstraße, für die er neben Max Hermann-Neiße, Tucholsky und Mehring die Texte lieferte. Auch Brecht und Ringelnatz standen auf der Hesterberg-Bühne.

Nach dem aufreibenden Winter lag Klabund im März wieder mit hohem Fieber danieder; doch die notwendige Reise nach Italien oder

Davos konnte er sich wegen des ungünstigen Wechselkurses nicht leisten.<sup>84</sup> Derweil schrieb er ununterbrochen für die Kleinbühnen; seine Chansons und Berlin-Songs zählten unter anderem in den Vertonungen von Friedrich Hollaender (1896–1976), dem Hauskomponisten im »Schall und Rauch«, zu den bekanntesten »Miljö«-Liedern der Berliner 20er Jahre wie etwa sein von Hollaenders Gattin Blandine Ebinger bei den Abenden der »Wilden Bühne« interpretiertes Lied *Ich baumle mit de Beene*. Auch unter Pseudonym dichtete Klabund: so etwa als Pol Patt die von Hollaender vertonten erotischen Rollenlieder *Carmen-cita*, *Marianka*, *Mady-Foxrott*.<sup>85</sup> Der Schriftsteller Joseph Roth (1894–1939), der die Brettlscene distanziert verfolgte schrieb über Klabunds Dirnenlieder in der *Freien deutschen Bühne* (1921): »Klabund, der Feine (den ich schätze), sieht Dirnen wie ein Bürger mit sozialem Gewissen. »Arme Geschöpfe«. Mit »Elend« und »Laster«. Das sind die Ansichtskarten-Dirnen. Das ist der literarische Wedding. Klabund und seinesgleichen aber sind Poeten. Ich kann mich darauf verlassen, daß sie vorbeidichten können, aber nicht Kitsch dichten.«<sup>86</sup> Zum Breitenerfolg des populär werdenden Dichters gehörte neben zahlreichen Publikationen in den in diesen Jahren dutzendweise gegründeten literarischen Zeitschriften nun auch eine Auswahlangabe, die unter dem Titel *Kleines Klabund-Buch* in der wohlfeilen Universal-Bibliothek des Verlages Philipp Reclam in Leipzig erschien.

Mit einem kabarettistischen Programm, daß Brecht unter dem Titel *Die rote Zibebe* zusammengestellt hatte, soll neben Brecht, Karl Valentin und Liesl Karlstadt am 30. September auch Klabund auf der Bühne der Münchner Kammerspiele aufgetreten sein.<sup>87</sup>

Nach dieser regen Betriebsamkeit suchte Klabund Ruhe für ehrgeizigere Arbeiten. Im Herbst 1922 reiste er nach Mülheim an der Ruhr, um in Speldorf bei einem Freund aus Münchner Tagen, dem Industriellen Wilhelm Buller, Aufnahme zu finden. In dessen Haus verfaßte Klabund den faszinierenden mythisch-albtraumhaften Roman um den russischen Zaren *Pjotr*. Buller war in der schwierigen Zeit zum wichtigsten Förderer Klabunds geworden und half wohl häufiger finanziell aus.

Eine nachhaltige Besserung seiner ökonomischen Verhältnisse war noch nicht in Sicht. Diese begann mit einer vielfach berichteten Anekdote: Als Klabund eines Abends im Frühjahr 1923 krank und einigermaßen abgebrannt in einer Berliner Theaterkneipe saß, kam er mit der Schauspielerin Elisabeth Bergner (1897–1986) ins Gespräch. Sie erzählte

Klabund von einem chinesischen Stück, das sie mit Aussicht auf einen Aufführungsvertrag ihm zur Bearbeitung empfahl. In ihren Erinnerungen schreibt sie:<sup>88</sup>

Eines Abends saß ich im [...] Restaurant im Deutschen Theater. Und auf einmal sagte [der Schauspieler Alexander] Granach: »Dort sitzt der arme Klabund.«

Ich sagte »Ist das der Klabund, von dem ich so wunderschöne Übertragungen aus dem Russischen kenne? Warum ist er arm?«

Und jetzt erzählte uns Granach, daß Klabund an Kehlkopf-Schwind-sucht leide und nur noch kurze Zeit zu leben habe, da er das Geld nicht hatte, um in ein Schweizer Sanatorium zu gehen, zur Behandlung.

Wir waren sehr erschrocken [...]. Und plötzlich sagte ich, Granach solle ihn an unseren Tisch holen. [...]

Er ging und kam mit Klabund zurück. Klabund hatte wirklich keine Stimme und sah aus wie ein lebendiger Leichnam. [...]

Ich fragte ihn, ob er vielleicht das alte chinesische Stück *Der Kreidekreis* kenne. Er verneinte. [...] Ich fragte [...], ob er dieses Stück lesen wolle, ich hätte es zu Hause und könnte es ihm sofort schicken. Er sagte, er würde es gerne lesen. Ich sagte ihm, wenn ihm dieses Stück gefalle und er Lust hätte, es zu bearbeiten, dann würde ich versuchen, ihm einen Vertrag zu verschaffen, der es ihm ermöglichen könnte, sich in ein Schweizer Sanatorium zurück-zuziehen [...].

Elisabeth Bergner selbst wollte die Hauptrolle übernehmen. Ende des Jahres war *Der Kreidekreis* abgeschlossen, aber die berühmte Schauspielerin hatte neue Pläne und konnte die Rolle der Haitang nicht spielen. In Frankfurt am Main interessierte man sich jedoch für das neue Stück. Klabund konnte mit einem Vorschuß des Schauspielhauses im November 1923 nach Davos reisen, wo seine auf den Kehlkopf über-gegangene Tuberkulose behandelt werden sollte. Wiederum war er Gast in der Pension Stolzenfels bei dem befreundeten Ehepaar Poeschel. Im November/Dezember wurde er dreimal – und wie es schien erfolgreich – am Kehlkopf operiert.

Wie immer war das Leben in Davos auch von zahlreichen Geselligkeiten erfüllt. In herzlichem Ton lud Klabund seinen Freund Wilhelm Buller in einem Brief vom 8. Januar nach Davos ein: »Warum wollen Sie nicht nach hier kommen? Vor Kranken brauchen Sie keine Angst zu haben.

Daß der Urlaub alles andere als trist ist, wissen Sie ja wohl aus den diesbezüglichen literarischen Publikationen maßgebender Persönlichkeiten (vide ›Krankheit‹ ›Zauberberg.‹).<sup>89</sup> Klabund pflegte in Davos Kontakte zu dem Maler Philipp Bauknecht (1884–1933) und dem Bildhauer Philipp Modrow (†1925), der im Dezember 1923 eine Büste von Klabund schuf, wohl auch zu Jakob Wassermann (1873–1934), der ebenfalls in Davos weilte und mit dem er auch bei späteren Aufenthalten in Davos zusammentraf. Ein Holzschnitt von Bauknecht zeigt unter dem Titel *Atelier Besuch* (1929)<sup>90</sup> Klabund, Wassermann und auch Albert Einstein an einem Tisch sitzend. Ob sich diese Szene tatsächlich zugetragen hat? Anders als man annehmen könnte, scheint Klabund dagegen zu dem im Sertigtal bei Davos lebenden Maler Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) keinen Kontakt gehabt zu haben. Besuch erhielt Klabund von Hermann Hesse, und auch seine Gönner Gräfin und Graf Arco kamen nach Davos gereist.

Im Dezember lernte er in Davos die Caféhaus-Geigerin Maryla v. Scostkiewicz kennen, der er auf eine Reise zu ihren Engagements in der italienischen Schweiz und in Norditalien folgte. In Lugano traf er die inzwischen verheirateten Kollegen Emmy und Hugo Ball.

Am 2. und 3. Januar 1925 erfolgte schließlich die Uraufführung seines bekanntesten Dramas *Der Kreidekreis* zugleich in Frankfurt, Meißen und Hannover. Schon im Oktober stand dann doch die Bergner als Haitang unter der Regie von Max Reinhardt in Berlin auf der Bühne. Mit den Aufführungsverträgen zu diesem Stück hatte Klabund endlich auch finanziell den Durchbruch als Autor geschafft, auch wenn ihn noch manche Sorgen umtrieben: »ich könnte sehr zufrieden sein, müßte ich nicht befürchten, doppelt besch... zu werden: erst von den Theatern und dann noch vom Verleger. Den Rahm schöpfen die Leute ab, für mich bleibt die gepanschte Milch.«<sup>91</sup> Auch in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit änderte sich nun zunehmend das Bild Klabunds. Der Student war zuerst mit Gedichten aufgetreten; um 1920 galt er besonders als Lyriker mit Hang erst zum Exotischen dann zur Brettlbühne; vor 1925 wurde er vor allem auch als Erzähler gesehen und gelesen – *Bracke* und *Pjotr* erreichten in der Weimarer Republik Bestsellerauflagen. Nun, nach dem *Kreidekreis*-Erfolg war es der Theaterdichter, der am stärksten ins öffentliche Bewußtsein trat.

In der Rolle der Haitang brillierte in Breslau bald darauf auch die zweite Frau des Dichters, Carola Neher. Im Sommer 1924 hatte Klabund

die bekannte, umworbene, neun Jahre jüngere Schauspielerin in einer Münchener Trambahn kennengelernt. Sie war seine zweite große Liebe, die Stütze auf dieser Seite des Lebens. Als Widmung schrieb er »für Carla« am 21. Juli 1924 handschriftlich in den 1923 erschienenen Roman *Pjotr*: »Gott, ich danke dir für dieses Leben. Vielleicht ist es bald vorbei. Was tut es? Es war schön und schrecklich. Es war voller Sorgen, Not und Ekel. Aber es war auch voll Glanz und Glück, so voll von Glück, daß mir das Herz springt und hüpfert wie ein Tänzer, denk ich daran.«<sup>92</sup>

Carola Neher hatte seit 1922/23 an den Münchener Kammerspielen gespielt und versuchte sich von der aufsehenerregenden Schönheit zur schönen Schauspielerin zu bilden. Wechselnde Affären und gewiß auch Neid brachten ihr den Ruf ein, nicht nur auf der Bühne an ihrer Karriere zu arbeiten. Lion Feuchtwanger, dem sie unzweideutige Avancen gemacht haben soll, empfahl die »so nette kleine Hur« seinen Freunden Brecht und Bronnen,<sup>93</sup> die beide 1922 Affären mit Carola Neher gehabt haben sollen. Theaterkollegen sahen in ihr eine als Schauspielerin mäßig begabte ›Männerfresserin‹: »Niemand hielt sie für begabt, aber Verführungskunst ist auch eine Kunst, schöne Beine sind auch ein Talent, und Beharrlichkeit führt zum Ziel.«<sup>94</sup> Die biographische ›Wahrheit‹ ist hier wie so oft nicht zu haben, zumal die ehrgeizige Schauspielerin – ebenso wie ihr späterer Gatte Klabund – mit einiger Raffinesse auch an der Legendenbildung um die eigene Person mitgewirkt hat und sich gerne als erotisch selbstbestimmte moderne Frau inszenierte. Um die ›Unsolidität‹ der Schauspielerin zu demonstrieren, wurden schon in frühen Karrieretagen Liebhaber erfunden.<sup>95</sup> Der Ruf einer ›Männerfresserin‹ folgte ihr auch noch, als die scheinbar Unbegabte sich längst zu einem gefeierten Bühnenstar emporgearbeitet hatte.

Carla – wie Klabund sie nannte – faszinierte ihn so, daß er ihr ohne Bedenken im Herbst 1924 nach Breslau folgte, wo ihr Brecht zu einem Engagement verholfen hatte. Am 8. November stand sie als amerikanische ›Miss‹ in Klabunds Stück *Hannibals Brautfahrt* auf der Bühne – ein Publikumserfolg, der jedoch bei der Kritik in Breslau durchfiel. Zuvor jedoch kehrte er nach Berlin zurück – als Gast der Direktion wohnte er nun im Hotel Adlon; er arbeitete unter anderem an Zwischentiteln für eine Stummfilmadaption von Shakespeares *Ein Sommernachts Traum* (Premiere Anfang März 1925). Dann folgte der lange Herbst und Winter – unterbrochen von einer ersten gemeinsamen Davosreise des Paares – in Breslau. Im Mai 1925 schreibt Klabund in einem Brief

an Irene Mutter: »Ich bin jetzt 6 Monate hier, und ich kann manchmal kaum mehr atmen. An sich hasse ich schon einen längeren Stadtaufenthalt – und dann noch dazu hier! Eine Stadt, die riesenhaft gewachsen ist seit dem Krieg (größer als München), ohne jeden musischen Glanz, ohne jede, auch die geringste, landschaftliche Schönheit. Dazu ein scheußliches Klima: wenig diskutabile Menschen: das ist Breslau.«<sup>96</sup> Klabund klagte über die Stadt, seine launische Gefährtin und seine Schwierigkeiten, sich hier auf die Arbeit zu konzentrieren – eine Auftragsarbeit beschäftigte ihn nun, die deutsche Bearbeitung von Rostands *L'ailon*.

Dennoch entschlossen sich Klabund und Carola Neher zur Ehe. Die Theaterschönheit und der lungenkranke Dichter heirateten am 7. Mai 1925, nachdem Carola von einer besorgniserregenden Blutvergiftung und notwendig gewordenen Operationen endlich genesen war. Sie durchlebten das Hoch und Tief eines ungleichen Paares. Carola stand auf der Schwelle zum großen Erfolg und eilte von Engagement zu Engagement. Arthur Schnitzler urteilte über sie 1926: »sehr begabt, – sehr schillernd, spricht vortrefflich, wäre die beste Ema«.<sup>97</sup> Gegenüber Hermann Hesse äußerte sich Klabund in einer für seine adorative Haltung gegenüber Carola Neher bezeichnenden Briefpassage: »Anbei muß ich Ihnen, eitel wie ich bin, einmal meine Frau vorstellen. Wie gefällt sie Ihnen? Sie ist so schön, so klug, so genial, dass sie, in ihrem Theaterjargon gesprochen, mich völlig an die Wand gespielt hat [...] und Sie von mir nicht mehr viel übrig finden werden. Einmal kommt ja die Frau, die uns unbewusst an allen andern Frauen rächt und die uns radikal frisst. Mit Haut und Haaren, Leib und Seele. Auch nicht ein Seelenzipfelchen bleibt unverspeist. Denn die große Sphinx hat einen gesunden Appetit.«<sup>98</sup>

Gleichwohl profitierten beide für ihre künstlerische Arbeit von der Beziehung. Klabund begleitete Carolas Weg kritisch und schrieb ihr Rollen auf den Leib; sie brillierte in seinen Stücken und verschaffte ihnen öffentliche Beachtung. Die illustren Eheleute führten aber auch ein öffentliches Leben, das in Journalen mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde: »Das Gesicht der Carola Neher wirft um, ihr Auge, das Auge einer trunkenen Seele, erzeugt Massenräusche im Zuschauerraum«, schrieb Stefan Grossmann im November 1926 im Journal *Die Dame*. Doch Öffentlichkeit und private Realität klafften immer stärker auseinander. Klabund mußte immer deutlicher erkennen, daß jede Hoffnung auf Heilung vergebens war; seine Krankheit war in ihre ansteckendste Pha-

se getreten. Im Gespräch mit Grossmann bekannte Klabund: »Gewiss möchte ich immer um sie sein, aber ich wohne nicht mit ihr, seitdem ich so krank bin. Diese Esel lesen meine Liebesgedichte und können sich nicht vorstellen, daß ich es für ein Verbrechen halte, ihren Mund zu berühren.«<sup>99</sup> Klabund bedichtete Carola Neher als *Silberfuchsin* (1927) und – nach dem gleichnamigen Stück von V. Jäger-Schmidt, in dem sie auftrat, – als Vogel »Kukuli« (in der *Harfenjule*, 1927); er widmete ihr u. a. das *Lesebuch* (1926) und das Drama *XYZ* (1928). Tatsächlich lebte der kranke Ehemann und Verehrer überwiegend in Davos, während die erfolgreiche Schauspielerin in Wien und Berlin Triumphe feierte.

Schon kurz nach der Eheschließung und nach Carolas Genesung war eine Reise in ein angenehmeres Klima unumgänglich geworden. Reisten beide gemeinsam in die Schweiz? Klabund war jedenfalls im Mai 1925 in Lugano, wo er wiederum Hesse und das Ehepaar Ball traf: »Wir stolchen in der Landschaft herum, tanzen in den Grotten und Osterien nach den automatischen Klavieren und leben ein wenig.«<sup>100</sup> Carola spielte in Breslau, während Klabund sich ab Ende Mai wieder den obligatorischen Liegekuren in Davos zu unterziehen hatte, wo er den Studienfreund Carl Christian Bry traf. Er litt unter der Trennung und wohl auch unter beständiger Eifersucht, zu der Carola manchen Grund lieferte. Am Ende der Spielzeit 1924/25 besuchte seine Frau ihn in Davos. Dann kehrten beide nach Breslau zurück, »dem ›Bollwerk des Ostens‹, einem feuchten, unfreundlichen Ort im preußischen Sibirien«.<sup>101</sup> Wenig später reiste der Dichter mit seiner Gattin wiederum – wenn auch nur für kurze Zeit – nach Davos, wo es wegen eines Schauspielerkollegen von Carola zu fürchterlichen Eifersuchtsszenen zwischen beiden kam. (Ein Ölgemälde von Bauknecht aus dieser Zeit zeigt die ›Männerfresserin‹ Carola Neher auch im Flirt mit Aga Khan auf einem Maskenball im Belvédère.)<sup>102</sup> Carola reiste bald wieder ab; Klabund ging zu seinen Eltern nach Crossen. An Frieda Poeschel schrieb die geplagte Gattin: »Klabund, der reizendste Mensch der Welt, ›wenn er nicht mein Gatte wäre‹, lebt zur Erholung bei seinen Eltern. Auch gut. Gestern wollten wir uns zum 150. Male scheiden lassen, ist aber nichts daraus geworden. Ich liebe ihn doch.«<sup>103</sup>

Mit der Spielzeit 1925/26 war auch Carola Neher's Engagement in Breslau beendet, und sie eilte neuen Rollen und Bühnen entgegen. In dem Trubel des wechselhaften gemeinsamen Lebens bot sich eine Gelegenheit, einmal durchzuatmen. Während Carolas Engagement in Frank-

furt, wo sie etwa in Klabunds ungedruckt gebliebenem Stück *Brennende Erde* auftrat (Uraufführung am 21. April 1926), machte Carl Zuckmayer das Paar mit einem Vetter seiner Mutter bekannt. Der betuchte Bankier Ernst Goldschmidt, der bei Königs Wusterhausen den Landsitz Zeesen besaß, lud Carola Neher und Klabund zu einem längeren Aufenthalt ein. Von Mai bis Juli 1926 verbrachten sie mit wenigen Unterbrechungen dort einen harmonischen Sommer.

Die Villa Goldschmidt, das Gutshaus oder Schloß, hat inzwischen eigene, wechselhafte Geschichte erlebt. Gustav Gründgens kam auf etwas dubiose Weise 1934 in ihren Besitz, als der jüdische Eigentümer Rudolph Goldschmidt ihn aufgeben mußte.<sup>104</sup> Zu Zeiten Ernst Goldschmidts logierten in Zeesen mitunter Theaterleute und Autoren. Zuckmayer selbst war dort Gast gewesen; ein Jahr bevor Klabund und Carola Neher hier den Sommer verbrachten, hatte er in der ländlichen Idylle das Stück *Der fröhliche Weinberg* verfaßt. Nun arbeitete hier Carola Neher an den Rollen für die nächste Spielzeit und übte sich im Tennis; Klabund genoß die Idylle, las und schrieb. Er revanchierte sich bei seinem Gastgeber mit der *Ode auf Zeesen*, in welcher das Landidyll mit den Einbrüchen des technisierten modernen Lebens kontrastiert wird. Zu den technischen Errungenschaften, die in dem Gedicht angesprochen werden, gehört auch eine Radiolesung des erzählenden Ich. Auch in späteren Versen aus der *Harfenjule* finden sich Hinweise auf einen solchen Radioauftritt Klabunds (*Als sie meine Stimme im Radio hörte*). Tatsächlich gehörte Klabund zu den ersten Autoren, denen der Berliner Rundfunk einen eigenen Autorenabend widmete. Am 30. Juni 1926 las Klabund – gemeinsam mit Carola Neher – eigene Texte in einer ihm gewidmeten Sendung; bereits am 13. März 1923 war er mit einigen Gedichten im Radio zu hören gewesen.<sup>105</sup> Auch das gehört zur Vielseitigkeit dieses Autors, daß er neben den traditionellen literarischen Möglichkeiten sich die Möglichkeiten der neuen Medien nutzbar macht. Bereits vor 1919 finden sich in den Briefen an Walther Heinrich Unus Hinweise darauf, daß Klabund daran dachte, Drehbücher zu schreiben. Für den Shakespeare-Stummfilm *Ein Sommernachts Traum* verfaßte er später die Zwischentitel, und sein Roman *Rasputin* (1929) war zunächst als Drehbuch konzipiert. Neben den genannten eigenen Lesungen im Radio bearbeitete er auch Christian Dietrich Grabbes Drama *Herzog Theodor von Gothland* gemeinsam mit Alfred Braun als Sende-Spiel für den Berliner Rundfunk. Kurt Weill schuf zu diesem Stück, das Ende 1926 ausgestrahlt worden ist, die Musik.<sup>106</sup>

In Zeesen arbeitete Klabund ferner an einem später nicht gedruckten Bühnenstück mit dem Titel *Cromwell*, dessen Aufführung am 4. September allerdings in der Kritik durchfallen sollte. Gottfried Benn schrieb in einem Brief an Gertrud Zenzes etwas neidisch angesichts der Produktivität Klabunds: »Ich wollte ich wäre so fingerfertig wie Klabund, der ja heute abend schon wieder einen ›Cromwell‹ im Lessingtheater hervorkarnickelt.«<sup>107</sup> Vom 2. Oktober 1926 bis zum 13. Januar wurde in Wien zudem Rostands Stück *Der junge Aar* in der deutschen Bearbeitung von Klabund 22mal aufgeführt – mit Ida Roland als Franz von Reichstadt. Die Burg-Schauspielerinnen hatte ihn 1925 zu der Übertragung angeregt.

Auch in Schriftsteller-Kreisen engagierte sich Klabund. Er gehörte der Berliner »Gruppe 1925« an – wie Brecht, Döblin, Tucholsky, Kisch und andere –, die regelmäßig sogenannte Literaturgerichte durchführte. Am 8. November 1926 wurde dort etwa unter dem Gerichtsvorsitzenden Brecht über einen Roman von Becher verhandelt. Klabund nahm neben Rudolf Leonhard als Schöffe teil.<sup>108</sup> Auf diesem Treffen wurde auch über das neue ›Schmutz-und-Schund-Gesetz‹ diskutiert, zu dem sich Klabund auf eine Umfrage der Zeitschrift *Der Kulturwille* in der Ausgabe vom 1. Dezember 1926 neben Becher, Bernard v. Brentano und Siegfried Jacobsohn öffentlich äußerte: »Das geplante Gesetz gegen Schmutz- und Schundliteratur stellt weiter nichts dar als den großangelegten Versuch der Reaktion, die politische und kulturelle Linke in Deutschland völlig mundtot zu machen. Der Geist der Freiheit und die Freiheit des Geistes: sie sollen abgewürgt werden unter der heuchlerischen Maske des ›Jugendschutzes‹.«

Anfang 1927 reisten Klabund und Carola Neher einmal mehr nach Davos. Während Carola Neher nach einem Monat wieder abfuhr, verweilte Klabund bis zum März. Wie immer blieb Klabund auch diesmal nicht untätig und prägte das bunte Leben des Kurortes. Am 16. Februar etwa fand im Grand Hotel Curhaus ein Kostümball als Benefizveranstaltung für lungenkranke Russen statt. Eine Tänzerin trat auf, russische Lieder kamen zum Vortrag – und Klabund las aus seinen Werken. In dieser Zeit sah und hörte wohl auch Klaus Mann (1906–1949) Klabund in Davos aus seinen Werken lesen: »Ich habe ihn [...] in Davos vorlesen hören. Weiß man, was das bedeutet? Er rezitierte öffentlich Prosa und Lyrik und war seit Jahren wegen seiner Kehlkopf tuberkulose aufgegeben. [...] Seine heisere und reduzierte Stimme hatte, wenn sie vom Podium sprach, unvergeßliche Intensität; freilich war sie über-

spannt, wie eine Saite, die bald reißen muß. Damals ging ich viel mit ihm spazieren in Davos. Er sprach von Rasputin, der Bergluft, den Theaterverhältnissen und Carola Neher.«<sup>109</sup>

Im März 1927 war Klabund wieder in Berlin. Hier erschien nun sein Gedichtband *Harfenjule* mit unterschiedlichsten Texten wie etwa der *Ode an Zeesen* und den Liebesgedichten an Carola Neher; gedruckt wurde auf Wunsch des Autors auf einfachstem Zeitungspapier, denn es sollten ›schnelle‹ Verse sein, Schlager wie »kesse Charlestons«. In einer Selbstanzeige schrieb Klabund: »Die Jetztzeit wird zur Jazzzeit. (Herr Setzer: Drei Z!)«<sup>110</sup> Klabund als Dichter der Jazz-Zeit – so haben ihn nun manche Zeitgenossen gesehen.

Bald schon stand die nächste Reise bevor. Carola Neher sollte zu Gastspielen ans Burgtheater nach Wien gehen. »Wir sind schon in den Abreisevorbereitungen. Dieses Packen. Das ist zum weinen. Wir müßten uns einen Zigeunerwagen anschaffen und damit heruntercariolen.«<sup>111</sup> Statt eines Zigeunerwagens wollte Carola jedoch ein Automobil anschaffen – Autofahren, das war ein Symbol für die moderne, sportliche, unabhängige und selbstbewußte Frau, ein Lieblingsthema in Unterhaltungsmagazinen wie *Die Dame*. Klabund berichtete nach Davos: »Denken Sie sich das Neueste: meine Frau überraschte mich nach meiner Rückkehr (bitte merken) damit, daß sie Auto fahren gelernt hatte. Sie fährt jetzt jeden Tag wie irrsinnig in Berlin herum – natürlich im tollsten Verkehr, Friedrichstraße, Alexander-Potzdamerplatz [!]. Sie will sich ein Auto kaufen und damit nach Wien fahren! Sicher wird sie mich einmal in einer Eifersuchtsszene absichtlich gegen einen Baum fahren. Mein Leben ruht künftig wirklich ausschließlich in Gottes Hand.«<sup>112</sup>

Im April trat Carola Neher am Burgtheater als Cleopatra in Shaws *Caesar und Cleopatra* auf, weitere Rollen folgten; das illustre Paar lebte im Parkhotel in Schönbrunn. Ein Automobil, einen Mercedes, kaufte sich Carola Neher erst in Wien, als Klabund auf »Eheurlaub« in München weilte, wo er an einem Drehbuch für Metro Goldwyn arbeitete – der Film *Rasputin* wurde jedoch nie realisiert.<sup>113</sup>

Wo beide nach Ende der Spielzeit im Juni 1927 sein würden, ob sie gemeinsam eine Urlaubsreise unternehmen würden oder getrennt, das war im Mai noch unsicher. Immer mehr gingen die beiden eigene Wege. Dann fuhren sie doch gemeinsam nach Brioni. Von dort aus ging es nach Bern – zum Bärengraben – und Zürich, wo die beiden sich trennten, denn Carola mußte wieder in Wien spielen; Klabund reiste nach

Berlin. Er litt unter den ständigen Trennungen und unter Carolas Affären (1927 wieder mit Brecht?), aber seine erste Sorge mußte eine andere sein, denn sein Gesundheitszustand wurde immer bedenklicher. Im September reiste Klabund für einige Tage nach Crossen zu einer Schulfestfeier, dann stand am 24. September die Uraufführung von *XYZ* in Wien auf dem Programm; dort war Klabund schon nicht mehr anwesend. Auch eine notwendige Davos-Reise mußte verschoben werden; Klabund hatte Blutungen, mußte liegen und war für jede Reise zu krank. Carola Neher schrieb im Herbst an Frieda Poeschel, sie hoffe mit Klabund zu Weihnachten in Davos zu sein: »Er müßte ja längst runter – aber es geht nicht. Wie ist denn das Wetter? Wer ist denn alles da an interessanten Leuten? Die Freundin von Olden wohnt doch bei Ihnen. K. sagt, er gehe nicht herunter wegen ihr. Sie ließe ihm keine Ruhe! Sie erzählte mir schon in Wien, sie liebe so sehr meinen Mann (quelle affaire!) und was sie tun soll? Ich sagte, ›wenn er nichts mit Ihnen tut, werden sie nicht viel machen können‹. Zur großen Affäre hat er bestimmt keine Lust, die hat er ja zuhause! [...] Mein Mann brauchte Ruhe, Ruhe, Ruhe. Er ist schrecklich nervös geworden! Wir wohnen z. Zt. getrennt [...].«<sup>114</sup>

Das Weihnachtsfest verbrachten sie gemeinsam mit Gottfried Benn. Schließlich fuhr Klabund – wohl erst im Januar 1928, obwohl ihn die Fremdenlisten schon seit Ende Dezember führen – für zwei Monate nach Davos. Hier verfolgte der bereits sehr angeschlagene Dichter die Eisschnelllaufmeisterschaft; ein Foto vom 3. Februar 1928 zeigt ihn in einer Gruppe mit René Schickele (1883–1940) u. a. neben dem Wiener Weltmeister im Herren-Eiskunstlaufen W. Böckl. Klabunds Davoser Freund Jules Ferdmann (1889–1962), der Herausgeber der *Davoser Revue*, schrieb in einer längeren Erinnerung an Klabund nach dessen Tod: »Charakteristisch für ihn war auch sein großes Interesse für Reiten, Fischen, Bob- und Schlittenrennen. An den Eishockey-Spielen während der Davoser Eislaufkonkurrenz des letzten Winters gelang, den Weltrekord von 43,4 auf 43,1 Sekunden zu verbessern, geriet Klabund vor Begeisterung außer sich. Er hielt alle seine Bekannten auf dem Eisplatz auf und wiederholte: ›ein Weltrekord in 43.1 Sekunden! Ist es nicht wunderbar!‹«<sup>115</sup>

Dabei schien Klabund ununterbrochen zu arbeiten. Der schweizerische Kritiker Eduard Korrodi (1885–1955), der während Klabunds Aufenthalt am 27. Januar in Davos einen Rilke-Vortrag gehalten hatte,

erinnerte sich in seinem Nachruf: »Im Februar dieses Jahres sah ich ihn in Davos, abends im Kaffee des Kurhauses, mit zwei großen Schmöckern mittelalterlicher Geschichte als Gesellschaft. Immer noch ein Primanergesicht mit traurig schweifenden Augen hinter den großen Gläsern. Je mehr die Jazz-Musik heulte, um so inniger schien er in seine Geschichte versunken. Und schrieb und schrieb, um zu leben.«<sup>116</sup>

In der dritten Februarwoche kehrte Klabund nach einem Zwischenstopp in Dachau bei Irene Mutter, zu der er auch nach dem Tod ihrer Tochter Zeit seines Lebens ein inniges Verhältnis bewahrte, zurück nach Berlin, mußte aber bereits im März wieder nach Davos abreisen, wo er kaum zwei Wochen blieb.

Anfang Mai 1928 war Klabund schon wieder so krank, daß er mit hohem Fieber ins Sanatorium Trautenau, Berlin, gehen mußte. Für Ende des Monats war eine Reise mit Carola nach Brioni geplant. Klabund war jedoch so krank, daß er die Reise absagen wollte, um erneut nach Davos zu kommen. Erst in Zürich entschloß er sich trotz anhaltenden Fieberschüben plötzlich, doch mit Carola die Reise in den Süden fortzusetzen. Die Zeit in Brioni verbrachte Klabund weitgehend auf dem Hotelbalkon im Liegestuhl. Vorübergehend kam es zu einer Besserung. Am Ende der Tage in Brioni traf er Mitte Juli von einer schweren Lungenentzündung geschwächt in Davos ein. Carola Neher ging nach Berlin: zu Proben für die Rolle der Polly in der *Dreigroschenoper*. Klabunds Zustand verschlechterte sich rapide: Eine Hirnhautentzündung (nach einer anderen Quelle eine Bauchfellentzündung) schloß sich an; er ließ Frau und Eltern nach Davos rufen. Carola Neher stellte die Proben zur *Dreigroschenoper* zum Entsetzen von Brecht und Aufricht hintan und fuhr zu ihrem Mann nach Davos: »Wir schrieben, wir telegraphierten und blieben ohne Antwort. Als ich sie endlich telefonisch erreichte, sagte sie mit leiser Stimme, daß Klabund in der Agonie liege, ich sollte aber die Rolle nicht umbesetzen.«<sup>117</sup> Carola wachte an seinem Bett, als Klabund am Morgen des 14. August 1928 um halb fünf Uhr im Alter von 37 Jahren starb. Am folgenden Tag erst trafen die Eltern in Davos ein.

In seiner Heimatstadt Crossen wurde die Urne des Dichters beige-  
gesetzt. Gottfried Benn hielt in Gegenwart Carola Neher und der Eltern Alfred Henschkes die Totenrede.

Auch für Carola Neher, die zwischen 1928 und 1933 auf dem Höhepunkt ihrer Karriere stand, änderten sich die Zeiten nun rasch. Nach Klabunds Tod sagte sie ihre Rollen in der Uraufführung der *Dreigro-*

*schenoper* und noch nach der Generalprobe in der Berliner Aufführung von Klabunds *XYZ* ab. Aufricht und Brecht waren entsetzt und stellten die Witwe später als kaprizöse Schauspielerin dar; Anteilnahme für die Trauernde brachten sie nicht auf. Bei der Generalprobe zu *XYZ* war sie in Tränen zusammengebrochen; der Arzt riet ihr zu einer Arbeitspause.<sup>118</sup>

Bald darauf konnte Carola Neher für einige Jahre – unter anderem doch noch als Polly in der *Dreigroschenoper* und auch in enger Verbindung mit Brecht – Bühnenerfolge feiern. Doch auch an ihr konnten die Entwicklungen in Deutschland nicht spurlos vorübergehen: Mit ihrem späteren Lebensgefährten Anatol Bekker verließ Carola Neher 1933 Deutschland und emigrierte über Prag nach Moskau. Dort wurde sie ausgerechnet durch den Schauspieler Gustav v. Wangenheim, der in den frühen 20er Jahren mit Klabund in Berlin auf den Brettlbühnen gestanden hatte, als Trotzkistin denunziert und am 25. Juni 1936 verhaftet. Sie soll in den Gefängnissen des Stalinismus im Juni 1942 einer Typhus-Epidemie erlegen sein.

Carl v. Ossietzky, Alfred Kerr und Klaus Mann gehörten zu den zahlreichen Nachrufautoren, die sich fast sämtlich über eines sicher waren: Der Name Klabund und das vielseitige, umfangreiche Werk des Frühverstorbenen würden in der Literaturgeschichte Bestand haben. – Doch über den katastrophalen historischen Entwicklungen der folgenden Jahre in Deutschland ist es fast vergessen worden. Immerhin: es zeugen Aufführungen seiner Stücke, Neuauflagen seiner bekanntesten Werke, Liebhabereditionen und Lesungen von einem zunächst anhaltenden Interesse.

Und das Urteil Reich-Ranickis über Klabunds Romane im Jahr 1968? »Klabunds historische Romane gleichen inzwischen erloschenen Vulkanen, wo einst Feuer brannten, findet sich nur noch Asche.«<sup>119</sup> Allein *Borgia* und *Bracke* bestehen vor dem strengen Auge des bundesrepublikanischen Literaturkritikers, der sich fragt, was 1968 noch von Klabunds Erzählprosa lesbar sei. Auch bei der Lyrik befällt ihn trotz »Anerkennung und Respekt« ein »leises Unbehagen«.<sup>120</sup>

Klabund hat die leichte Muse mehr geliebt als die ernste. Er schrieb auch, um zu gefallen. Seine Gedichte gehören teils auf die Brettlbühne, seine Dramen sind größtenteils leichte Komödien, einige seiner Erzählungen sind nicht mehr als heitere oder frivole Augenblickeinfälle, und seine historischen Romane haben nichts von der epischen Breite

und vom historischen Ernst, mit dem sich mancher Zeitgenosse trug. Mancher Kritiker war schon zu Klabunds Lebzeiten irritiert und konstatierte, wegen der Krankheit habe sich das Talent Klabunds »nur in Bruchstückartigem« zeigen können.<sup>121</sup>

Die Tendenz zum Episodischen wie zum Unterhaltenden zeigt besonders auch sein Roman *Borgia*, der letzte vor seinem Tod abgeschlossene, aber erst postum publizierte Prosatext. Der Autor nahm auf dem Krankenbett in Davos noch selbst die Korrekturen der Druckfahnen vor. In diesem Roman greift Klabund einen populären Stoff aus der italienischen Renaissance auf, den er Jacob Burckhardts großem kulturhistorischen ›Versuch‹ über *Die Cultur der Renaissance in Italien* (1860) entlehnte. Klabund strafft den historischen Stoff – bedeutend genug für eine umfangreiche Familiensaga – wie in anderen Prosatexten durch episodische Zuspitzung. Breite Beschreibungen der Charaktere werden durch sprechende Situationen und anekdotische Begebenheiten ersetzt. Klabund geht allusiv und eigenwillig mit dem teilweise recht bekannten Personal seines Romans und den historischen Kontexten um. Stets ist der Wille spürbar, literarisch zu unterhalten und zu gefallen. Die erotische Ausstrahlung der Lucrezia Borgia versteht er ebenso wirkungsvoll darzustellen wie die abgründige Grausamkeit ihres Bruders. Klabunds Bücher werben nicht um historische Wahrheiten und wollen nicht belehren: Sie werben um Leser, und sie gewinnen ihre Ausstrahlung aus der Phantasie und dem Erleben ihres Autors, der ebenso mit der literarischen Tradition vertraut ist, wie er virtuos mit dem stilistischen Handwerkszeug umzugehen weiß. Das verschafft seinen Werken einen eigenen, sehr sympathischen Charme, der seine Anziehungskraft nicht verloren hat.

Fremder erscheint Klabund in jenen Texten, in denen er sich um Verständnis und Adaption des Taoismus bemüht. Sie stellen allerdings sie Zeugnisse einer Generation, eines Teils einer Generation dar, den Hermann Hesse einmal als den zukunftsweisendsten in Deutschland bezeichnet hat. Wie viele Autoren haben nach den katastrophalen Ereignissen des Krieges und nachdem die ›westliche Rationalität‹ der Vorkriegsgesellschaft fragwürdig geworden war, nicht nach einer Vermittlung zwischen ›östlicher‹ und ›westlicher‹ Weltanschauung gestrebt? Ebenso wie die tagespolitischen Äußerungen – von den Kriegsgedichten über die Bekenntnisse 1917/18 zu manchen publizistischen Äußerungen der späteren Jahre – verdienen diese Texte erneutes Interesse.

Nicht zuletzt vermögen auch die düsteren Seiten seiner Werke den Leser in den Bann zu ziehen. Die zwischen Tag und Nacht, zwischen Irrsinn und Wirklichkeit ewig wandernden Traumgestalten seiner Kurzromane *Pjotr* und *Rasputin* etwa, die zugleich Märtyrer und Tyrannen sind, werden von Klabund ohne jeden Moralismus in fesselnden Kurzscenes geschildert, die zu einer atemlosen Lektüre verführen. *Pjotr* ist Wohltäter und Mörder, Liebender und Betrügender in einer Person – ein mit allen mythischen Zeichen ausgestatteter Antichrist, der sein Volk unbarmherzig in eine Apokalypse treibt, die er zunächst für heilsam hält, dann aber als nutzlos erkennen muß. Dabei setzt Klabund die erzählerischen Mittel und das mythische Material, die Motive und Stoffe der Legende, des Märchens oder der Anekdote, selbst biblischer Texte ein. Stoff des fiktionalbiographischen Romans *Rasputin*, der erst postum veröffentlicht wurde, ist die Gestalt des legendenumwobenen russischen Bauern Grigori Jefimowitsch Rasputin, der zum Berater der Zarin und zum angeblichen Wortgeber des Zaren aufstieg. Im Roman verknüpft Klabund in aller erzählerischer Freiheit die Geschichte von Jussows Rasputinmord mit der Erzählung von dessen Liebe zu Jussows Braut Irina sowie mit zahlreichen Szenen, die das ausschweifende Leben Rasputins in grellen Farben malen. Klabund schildert das selbstherrliche Treiben des Scheinheiligen, dessen Gesichtszüge am Ende des Romans mit den Zügen Lenins verschmelzen, in einer sparsam gesetzten Sprache, die an ein Filmdrehbuch erinnert und der Phantasie der Lesenden Raum läßt. Als der »Kurbel-Roman« *Rasputin* erschien, jubelte der Rezensent Lutz Weltmann: »Der Film, der so lange bei der Literatur Anleihen gemacht hat, zahlt seine Schulden wieder ab. Der Roman wird zum Film-Manuskript, der Satz zum Bildstreifen, der Absatz zur Szene.«<sup>122</sup> Tatsächlich war der Text zunächst für Metro Goldwyn Mayer konzipiert.

*Pjotr* und *Rasputin*, *Bracke* und *Franziskus*, der Ich-Erzähler aus dem Roman *eines jungen Mannes* teilen eines mit dem Autor: Sie alle sind Klabautermänner und Vagabunden, gehören einer eigentümlichen Vagantengesellschaft an, die sich den Schubladensystemen entziehen. Wo soll Klabunds Werk eingeordnet werden: Expressionismus oder Neuroromantik, Kabarett oder ›großes Theater‹? Virtuosität und Schöpfung aus dem eigenen Erleben sind stets – auch von Kritikern – als die hervorsteckendsten Merkmale seines Werks bezeichnet worden. Nicht selten vermischen sich Literatur und Biographie in den Texten, aber die biographische Wirklichkeit – Krankheit und Krieg, die Gerüchte

um die Schwangerschaft einer flüchtigen Bekanntschaft oder der Tod Irenes – kehrt als phantastischer Albtraum oder als Gaukelspiel in die Werke ein, in Bildern »strotzend von Lebensgier, schaukelnd in Blutgeruch, Farbenpracht, Körperlust« (Klaus Mann).<sup>123</sup>

Vielleicht wird man Klabund gerechter, wenn man einen Moment die Schulbegriffe außer acht läßt und Klabund – so wie ihn die Zeitgenossen sahen – als eine Symbolfigur der 20er Jahre zu begreifen sucht: »er lebte in den Funksprüchen unserer Epoche«, schrieb Rudolf Utzinger in den *Davoser Blättern* zum Tod Klabunds,<sup>124</sup> und in der *Davoser Revue* formulierte Jules Ferdmann: »Als kranker Mensch, der an dem Widerspruch seiner Genußgier und seiner gelähmten körperlichen Kraft zu tragen hatte, war Klabund besonders prädisponiert, zu einem der typischsten Vertreter unserer Jazzbandzeit zu werden.« Auch sein Stil – »energisch, lapidar, aphoristisch« – sei eine Spiegelung »der modernen Technik«.<sup>125</sup> Noch der Literaturhistoriker Friedrich Sengle (1909–1994) bekannte sich zu Klabund als Idol seiner Jugendzeit: »Wir liebten ihn als Studenten. Ich sah in ihm immer ein Sinnbild der ebenso großartigen wie unmöglichen Republik von Weimar.«<sup>126</sup> Klabund neu entdecken und wahrnehmen zu können ist Ziel dieser Edition. Doch Rettungen werden nicht von Editoren gemacht – nur die Lesenden vermögen zu entscheiden, ob noch Glut unter der Asche ist. Die Literaturhistoriker der Weimarer Republik jedenfalls sollten keinen Bogen um diesen Dichter der Jazz-Zeit mehr schlagen.

Christian v. Zimmermann (Bern)

Zum Abschluß der vorliegenden Edition möchten Herausgeber und Verleger denjenigen besonders danken, die auf vielfältige Weise das Zustandekommen der Heidelberger Ausgabe der Werke Klabunds mit kritischem Rat, tatkräftiger Hilfe oder mit werbender Sympathie gefördert und begleitet haben: Herrn Professor Dr. Günther Debon (Nekergemünd), Frau Mag. Nina Ehrlich (Wien/Bern), Frau Burga Friedl (Davos), Frau Mag. Susanne Hochreiter (Wien), Ehepaar Jenny (Davos, Hotel Stolzenfels), Herrn Jürgen Köchel u. Herrn Jörg Morgener (Hamburg), Herrn Professor Dr. Wilhelm Kühlmann (Heidelberg), Herrn Dr. Timothy Nelson (Davos), Herrn Uwe Neumann (Berlin), Frau Elke Steinwand (Lübeck), Frau Iris Wazzau (Davos), Herrn Dr. Hans Wißkirchen (Lübeck), Frau Dr. Sigrid v. Zimmermann-Wienhues (Hamburg), den Praktikanten und Mitarbeitern des Elfenbein Verlags (Ruth

Augustin, Birgit Erwin, Wiebke Hasse, Simone Heidbrink, Helga Höhn, Anna Kinder, Andrea König, Dorothee Krämer, Mael Le Guennec, Barbara Ring, Bianca Schmitt, Christian Schneider, Ines Schwarze, Jan Wiele), Literaturarchiv Marbach, Schweizerisches Literaturarchiv (Bern), ganz besonders den Bandherausgebern Dr. Ralf Georg Bogner (Rostock), Dr. Joachim Grage (Göttingen) sowie Julian Paulus (Heidelberg) und vielen anderen mehr.

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Carl v. Ossietzky, Klabund. In: Die Weltbühne 24 (1928/2), S. 302 f.
- <sup>2</sup> Marcel Reich-Ranicki, Klabunds Wettlauf mit dem Tod. [1968.] In: Ders., Nachprüfung. Aufsätze über deutsche Schriftsteller von gestern. Erweiterte Neuauflage. Stuttgart 1980, S. 235–241, hier S. 241.
- <sup>3</sup> Franz Schonauer, Die Geschichten vom armen jungen Dichter Klabund. In: Weltwoche vom 4.10.1968, S. 53.
- <sup>4</sup> Hans Sahl, Gesammelte Werke. Hg. v. Klaus Schöffling. Bd. 5: Memoiren eines Moralisten. Erinnerungen I. Zürich 1983, S. 81 f.
- <sup>5</sup> Zitiert nach: Matthias Wegner, Klabund und Carola Neher. Eine Geschichte von Liebe und Tod. Reinbek b. Hamburg 1998 (rororo 22540), S. 91.
- <sup>6</sup> Carola Neher berichtete dies ihrem Kollegen und späteren Klabund-Biographen Guido v. Kaulla. Guido v. Kaulla, »Und verbrenn' in seinem Herzen«. Die Schauspielerin Carola Neher und Klabund. Freiburg/Br. 1984 (Herderbücherei 11037), S. 108.
- <sup>7</sup> Zitiert nach: Sylvia v. Harden, [Jugendbiographie Klabunds.] In: dies. (Hg.), Jugendbuch über Klabund [...]. Typoskript 1926/27, S. 8–34, hier S. 13. – Typoskript in der Sammlung Köchel.
- <sup>8</sup> Vgl. Guido v. Kaulla, Brennendes Herz Klabund. Legende und Wirklichkeit. Zürich / Stuttgart 1971, S. 18 ff.
- <sup>9</sup> Alfred Henschke an seine Mutter. Brief vom 23.02.1907 (Locarno). In: v. Harden (Anm. 7), S. 46 f.
- <sup>10</sup> Alfred Henschke an seine Eltern. Brief ohne Datum (München). In: v. Harden (Anm. 7), S. 61–64, hier S. 61.
- <sup>11</sup> Alfred Henschke an seine Eltern. Brief ohne Datum (München). In: v. Harden (Anm. 7), S. 65 f., hier S. 65.
- <sup>12</sup> Vgl. meinen Kommentar, Bd. VII, S. 253–256.
- <sup>13</sup> Alfred Henschke an seinen Vater. Brief vom 27.02.1910 (München). In: v. Harden (Anm. 7), S. 75f., hier S. 75.

<sup>14</sup> Ebd., S. 75 f.

<sup>15</sup> In der Kriegs- und Nachkriegszeit, als Klabund schon nicht mehr zum Kutscher-Kreis gehörte, durchliefen dort etwa Ernst Toller, Brecht, Marieluise Fleißer oder Ödön von Horváth die Autorenschule.

<sup>16</sup> Erich Mühsam, Unpolitische Erinnerungen. Hg. von Fritz Adolf Hünich. Berlin 1958 (Ausgewählte Werke in Einzelausgaben), S. 219–221. – Die Erinnerungen erschienen 1927–29 in der »Vossischen Zeitung« und wurden zuerst 1931 von Hünich als Buch gesammelt herausgegeben.

<sup>17</sup> Erich Mühsam, Tagebücher (1910–1924). Hg. von Chris Hirte. München 1994 (dtv 19030), S. 68 f.

<sup>18</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 1.12.1910. In: Klabund, Briefe an einen Freund. Hg. von Ernst Heinrich. Köln / Berlin 1963, S. 15 f., hier S. 15.

<sup>19</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 17.02.1911. In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 16 f., hier S. 17.

<sup>20</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 26.05.1911. In: Klabund, Briefe an einen Freund (Anm. XX), S. 23 f., hier S. 24. – Max Dessoir (1867–1947), Philosophieprofessor in Berlin.

<sup>21</sup> v. Kaulla, 1971 (Anm. 8), S. 29.

<sup>22</sup> Alfred Henschke an Hans Henschke. Brief vom 19.07.1911 (Berlin). In: v. Harden (Anm. 7), S. 84–86.

<sup>23</sup> Alfred Henschke: Vier Gedichte. [Sonnabend. Spruch. Stadt am Fluß. Madonna.] In: Die Rheinlande 22 (1912), Sp. 178 b.

<sup>24</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 30.11.1911 (München). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 41 f., hier S. 42.

<sup>25</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 12.12.1911 (München). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 42 f., hier S. 43.

<sup>26</sup> Nach: v. Harden (Anm. 7).

<sup>27</sup> v. Kaulla 1971 (Anm. 8), S. 45.

<sup>28</sup> Klabund, Fortgeschrittene Lyrik. In: Pan 3 (1912/13), S. 490 f. Viele der »Pan«-Gedichte erschienen in Klabunds erstem Gedichtband (s. Bd. IV/1) – nicht die »Betrachtung«.

<sup>29</sup> Alfred Henschke an seine Eltern. Brief vom 11.11.1913 (München). In: v. Harden (Anm. 7), S. 105 f.

<sup>30</sup> Artur Kutscher, Der Theaterprofessor. Ein Leben für die Wissenschaft vom Theater. München: Ehrenwirth 1960, S. 69.

<sup>31</sup> Es ist zweifelhaft, ob alle Gedichte von Jucundus Fröhlich auch von Alfred Henschke sind. In seinen Erinnerungen an Klabund schrieb

der Verleger Paul Steegemann, Klabund habe sein eingeführtes Pseudonym eines abends an den als Dichter erfolglosen Rechtsanwalt Guido Tannenbaum gegen 500 Mark verkauft. Paul Steegemann, Erinnerungen an Kabund. In: Züricher Zeitung vom 03. August 1953.

<sup>32</sup> Vgl. Hubert van den Berg, Avantgarde und Anarchismus. Dada in Zürich und Berlin. Heidelberg 1999 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 167), S. 125 ff.

<sup>33</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 18.11.1912 (München). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 61 f., hier S. 61.

<sup>34</sup> v. Kaulla, 1971 (Anm. 8), S. 60.

<sup>35</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 01.01.1914 (Arosa). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 81–83, hier S. 81 f.

<sup>36</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 10.03.1914 (Arosa). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 84 f., hier S. 85

<sup>37</sup> Mühsam (Anm. 16), S. 268 f.

<sup>38</sup> In der von Kutscher überlieferten Fassung: Kutscher (Anm. 30), S. 83.

<sup>39</sup> Vgl. Bd. IV/1, S. 162 f. – Ein Kuriosum der Klabund-Rezeption: noch 1929 erschien dieser Text als Stellungnahme Klabunds zur Zeit in: Deutschlands Köpfe der Gegenwart über Deutschlands Zukunft. Mit einem Geleitwort von General a. D. Graf Rüdiger von der Goltz. Berlin/Zürich [1929], S. 14.

<sup>40</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 03.08.1914 (München). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 90.

<sup>41</sup> Bd. IV/1, S. 43 f.

<sup>42</sup> Vgl. Klabund an Eugen Diederichs. Brief vom 14.09.1914 (München). In: Eugen Diederichs. Selbstzeugnisse und Brief von Zeitgenossen. Düsseldorf / Köln 1967, S. 221.

<sup>43</sup> Zitiert nach: v. Kaulla 1971 (Anm. 8), S. 70.

<sup>44</sup> Artur Kutscher, Das Soldatenlied. In: Das literarische Echo 19 (1916/17), Sp. 1005 f. – Auszug aus einem Artikel in den Münchener N. Nachrichten.

<sup>45</sup> Hans-Wolf Jäger, Zwischen Décadence und Expressionismus. »Revolution« bei Schnitzler, Heym, Heinrich Mann und Klabund. In: Text & Kontext 17-1 (1989), S. 51–78, hier S. 75.

<sup>46</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 12.03.1916 (Davos). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 111 f., hier S. 112.

<sup>47</sup> Alfred Henschke an Walther Heinrich. Brief vom 25.01.1916 (München). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 109 f., hier S. 109.

<sup>48</sup> Über Klabund und Davos vgl. die sorgfältig recherchierte Zusammen-

menstellung : Klabund in Davos. Texte – Bilder – Dokumente. Hg. von Paul Raabe. Zürich 1990 (Arche-Editionen des Expressionismus).

<sup>49</sup> Rudolf Kayser, Klabund. In: ders., Dichterköpfe. Wien 1930, S. 130–136, S. 132.

<sup>50</sup> Vgl. Klabund in Davos (Anm. 48), S. 20–23.

<sup>51</sup> Max Hermann-Neiße, Klabund [1917]. In: ders., Gesammelte Werke. Hg. von Klaus Völker. Bd. 10. Frankfurt/M. 1988, S. 370–372.

<sup>52</sup> Klabund an Walther Heinrich. Brief vom 22.03.1916 (Davos). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 112.

<sup>53</sup> v. Kaulla, 1971 (Anm. 8), S. 89.

<sup>54</sup> Volker Kühn, Das Kabarett der frühen Jahre. Ein freches Musenkind macht erste Schritte. Berlin 1984, S. 136.

<sup>55</sup> Vgl. den Kommentar von Joachim Grage, Bd. V, S. 464.

<sup>56</sup> Klabund in Davos (Anm. 48), S. 83; diese Datierung von Raabe korrigiert v. Kaullas Bemerkung, Klabund habe sich schon im Februar in Locarno befunden. Ende März schrieb Klabund erst an einen Freund von der geplanten gemeinsamen Reise, die frühestens im April realisiert worden ist.

<sup>57</sup> Klabund an Erwin Poeschel. Brief vom 6.05.1917 (Locarno Min-alto). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 84.

<sup>58</sup> v. Kaulla, 1971 (Anm. 8), S. 108–110, 140.

<sup>59</sup> Brunhilde Heberle an Thea Meinhardt. Brief o. D. vom Frühjahr 1918 (Locarno). In: Christian v. Zimmermann, Klabautermann und Vagabund. Eine Einführung in Leben und Werke Klabunds (1890–1928). Begleitheft zur Kabinett-Ausstellung. Lübeck 2000, S. 10–12.

<sup>60</sup> Ferdinand Gregori, Lyrische Mischernte. In: Das literarische Echo 19 (1916/17), Sp. 1506–1515, hier Sp. 1512.

<sup>61</sup> Hildegard Jung-Neugeboren, In Hildes Winkelchen. In: Volker Michels (Hg.), Hermann Hesse in Augenzeugenberichten. Frankfurt/M. 1987, S. 73–75, hier S. 74.

<sup>62</sup> Klabund an Walther Heinrich. Brief vom 09.11.1918 (Locarno). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 130–132, hier S. 131.

<sup>63</sup> Klabund an Walther Heinrich. Brief vom 17.11.1918 (Locarno). In: Klabund, Briefe (Anm. 18), S. 132 f., hier S. 133.

<sup>64</sup> Georg Hermann, zitiert nach: Das literarische Echo. Echo der Zeitungen. Klabund. [Aus Nachrufen.] In: Die Literatur 31 (1928/29), S. 28.

<sup>65</sup> Zit. nach: Hansjörg Viesel (Hg.), Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller. Frankfurt/M. 1980, S. 741.

<sup>66</sup> So sieht ihn: Volker Kühn (Hg.), Hoppla, wir beben. Kabarett einer gewissen Republik 1918–1933. Weinheim / Berlin 1988 (Kleinkunststücke 2), S. 33.

<sup>67</sup> Aus Klabunds Antwort auf die Angriffe der Zeitschrift »Die Aktion«: Pfemfert contra Klabund; abgedruckt im vorliegenden Band.

<sup>68</sup> Vgl. meinen Kommentar, Bd. VII, S. 263–266.

<sup>69</sup> Klabund an Hermann Hesse. Brief vom 29.12.1919 (Berlin). – SLA Bern.

<sup>70</sup> Vgl. im vorliegenden Band.

<sup>71</sup> Klabund an Erwin Poeschel. Brief vom 07.01.1920 (Berlin). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 113.

<sup>72</sup> Vgl. v. Kaulla, 1971 (Anm. 8), S. 132 ff.

<sup>73</sup> Steegemann (Anm. 31).

<sup>74</sup> Carl Zuckmayer, Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft Stuttgart / Wien 1966, S. 285.

<sup>75</sup> Ebd., S. 290.

<sup>76</sup> Werner Hecht, Brecht Chronik. 1898–1956. Frankfurt/M. 1997, S. 86. – Hedda Kuhn machte beide damals miteinander bekannt, nicht erst – wie v. Kaulla (1971, Anm. 8, S. 98) meint – durch Otto Zarek 1921.

<sup>77</sup> Bertolt Brecht. Tagebucheintrag vom 11. September 1920. In: Ders., Journale 1. Bearb. von Marianne Conrad u. Werner Hecht. Berlin / Weimar / Frankfurt/M. 1994 (Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe 26), S. 162.

<sup>78</sup> Vgl. Walter Rösler, Das Chanson im deutschen Kabarett 1901–1933. Berlin 1980, S. 155–159.

<sup>79</sup> K. F.: Prophetische Verse Klabunds. »Ballade des Vergessens« als Vision der Zukunft. In: Die Welt vom 27.07.1949. – Weitere Zeugnisse zu den Brettlabenden in: Dichter lesen. Band 3: Vom Expressionismus in die Weimarer Republik. Hg. von Reinhard Tgahrt. Marbach am Neckar 1995, zum Schall-und-Rauch S. 220 ff.

<sup>80</sup> Franz Blei, Das grosse Bestiarium der Literatur. Berlin 1924 (Die Moderne Literatur. Eine Darstellung 1), S. 45.

<sup>81</sup> Stefan Grossmann, Carola Neher. In: Die Dame. Ein deutsches Journal für den verwöhnten Geschmack. 1912 bis 1943. Zusammengestellt und hg. von Christian Ferber. Berlin 1980, S. 274.

<sup>82</sup> Kurt Martens, Die Deutsche Literatur unsrer Zeit. in Charakteristiken und Proben. München 1922, S. 454.

<sup>83</sup> Werner Hecht, Brecht Chronik 1898–1956. Frankfurt/M. 1997, S. 130 ff.

- <sup>84</sup> Klabund an Erwin Poeschel. Brief vom 21.03.1922 (Berlin). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 117–119.
- <sup>85</sup> Rösler (Anm. 78), S. 204. – Das Lied »Marianka« fand Eingang in »Das heiße Herz«.
- <sup>86</sup> Joseph Roth, Literarischer Wedding. In: Tgahrt (Anm. 79), S. 248–250, hier S. 249 (ursprünglich: Freie Deutsche Bühne vom 13.03.1921).
- <sup>87</sup> John Fuegi, Brecht & Co. Biographie. Autorisierte erweiterte und berichtigte deutsche Fassung von Sebastian Wohlfeil. Hamburg 1997, S. 157. – Werner Hecht (Anm. 83, S. 144) erwähnt nur, daß Texte von Klabund hier zum Vortrag kamen.
- <sup>88</sup> Elisabeth Bergner, Bewundert viel und viel gescholten ... Elisabeth Bergners unordentliche Erinnerungen. München 1978.
- <sup>89</sup> Klabund an Wilhelm Buller. Brief vom 08.01.1924 (Davos). – Sammlung Jürgen Köchel, Hamburg.
- <sup>90</sup> Philipp Bauknecht. Deutscher Expressionist 1884–1933. [Ausstellungskatalog »galerie kunsthandel monet j.p. smid«.] Amsterdam o. J., S. 35. Weitere Holzschnitte zeigen Klabund und Wassermann.
- <sup>91</sup> Klabund an Erwin Poeschel. Brief vom 10.04.1925 (Breslau). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 180 f., hier S. 180.
- <sup>92</sup> Exemplar in der Sammlung Jürgen Köchel.
- <sup>93</sup> Hecht, Brecht Chronik (Anm. 83), S. 250.
- <sup>94</sup> Rudolf Frank, zitiert nach: v. Kaulla, 1984 (Anm. 6), S. 15.
- <sup>95</sup> Tita Gaehme, Dem Traum folgen. Das Leben der Schauspielerin Carola Neher und ihre Liebe zu Klabund. Köln 1996, S. 17.
- <sup>96</sup> Klabund an Irene Heberle. Brief vom 6. Mai 1925 (Breslau). In: Kaulla, 1984 (Anm. 6), S. 47 f., hier S. 48.
- <sup>97</sup> Arthur Schnitzler, Brief an Olga Schnitzler vom 29.12.1926. In: ders., Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth u.a. 2 Bde. Frankfurt/M 1981/84, Bd. 2, S. 465–467, hier S. 465.
- <sup>98</sup> Klabund an Hermann Hesse, Brief vom 20.12.1926 (Berlin Charlottenburg). – SLA Bern.
- <sup>99</sup> Stefan Grossmann, Letzte Stunde mit Klabund. In: Die Dame (Anm. 81), S. 278. – Nach dem Tod Klabunds gedruckt.
- <sup>100</sup> Klabund an Erwin Poeschel. Brief vom 16.05.1925 (Lugano). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 183.
- <sup>101</sup> Klabund an Hermann Hesse (Breslau). Brief vom 23.11.1925. In: v. Kaulla, 1984 (Anm. 6), S. 56.
- <sup>102</sup> Philipp Bauknecht (Anm. 90), S. 5.

- <sup>103</sup> Carola Neher an Frieda Poeschel. Brief vom 16.01.1926 (Breslau). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 189.
- <sup>104</sup> Heinz Rühmann, Zarah Leander, ein illustres Publikum aus der Kulturszene des Dritten Reichs war hier zu Gast. Nach dem Krieg war sie sowjetische Kommandantur, Gästehaus des Außenministeriums der DDR und schließlich ein Kindergarten. Nach der Wiedervereinigung nutzten zunächst rechtsextremistische Jugendliche, »Skinheads«, die leerstehenden Räumlichkeiten, dann eine alternative Jugend- und Künstler-WG Splirtz. Zwischen diesen Gruppen kam es zu Reibereien bis die neonationalsozialistisch orientierten Jugendlichen Schüsse auf die »linken« Bewohner abfeuerten. Derweil fochten die Goldschmidt-Erben mit dem Adoptivsohn von Gründgens, Peter Gorski, einen Gerichtsstreit um die Eigentumsrechte aus, der schließlich zugunsten der Goldschmidt-Erbengemeinschaft entschieden wurde.
- <sup>105</sup> Kurt Pinthus, Die literarischen Darbietungen der ersten fünf Jahre des Berliner Rundfunks. In: Gerhard Hay, Literatur und Rundfunk 1923–1933. Hildesheim 1975, S. 41–67, hier S. 46, 48.
- <sup>106</sup> Ebd., S. 58, 60.
- <sup>107</sup> Gottfried Benn an Gertrud Zenzes. Brief vom 04.09.1926. Zit. nach: Edgar Lohner (Hg.), Gottfried Benn. der Dichter über sein Werk. München 1976 (dtv-bibliothek 6068), S. 240 f.
- <sup>108</sup> Hecht, Brecht Chronik (Anm. 83), S. 220 f.
- <sup>109</sup> Klaus Mann, Klabund ist tot. In: Ders., Die neuen Eltern. Aufsätze, Reden, Kritiken. 1924–1933. Hg. von Uwe Naumann u. Michael Töteberg. Reinbek b. Hamburg 1992, S. 179–182, hier S. 181.
- <sup>110</sup> Klabund, Das Ende der Lyrik (vgl. im vorliegenden Band).
- <sup>111</sup> Klabund an Frieda Poeschel. Brief vom 21.03.1927 (Berlin). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 191.
- <sup>112</sup> Klabund an Frieda Poeschel. Brief vom 31.03.1927 (Berlin). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 192.
- <sup>113</sup> Klabund an Frieda und Erwin Poeschel. Brief vom 21.05.1927 (München). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 193.
- <sup>114</sup> Carola Neher an Frieda Poeschel. Brief ohne Datum (Berlin). In: Klabund in Davos (Anm. 48), S. 194 f.
- <sup>115</sup> Jules Ferdmann, Klabund, Mensch und Dichter. In: Davoser Revue 3 (1927/28), Nr. 12 vom 15.09.1928, S. 7–12, hier S. 8.
- <sup>116</sup> E[duard] K[orrod], Klabund †. In: Neue Zürcher Zeitung 149 (1928), Nr. 1472 vom 15.08.1928, S. 1 f.

<sup>117</sup> Ernst Josef Aufrecht, *Erzähle, damit Du dein Recht erweist*. Berlin 1966, S. 69.

<sup>118</sup> Vgl. Carola Nehers Briefe an Poeschels in: *Klabund in Davos* (Anm. 48), S. 204 ff.

<sup>119</sup> Reich-Ranicki (Anm. 2), S. 239.

<sup>120</sup> Ebd., S. 240.

<sup>121</sup> Korrodi (Anm. 116), S. 1.

<sup>122</sup> Lutz Weltmann, *Kurbel-Roman*. In: *Die Literatur* 31 (1928/29), S. 439 f.

<sup>123</sup> Mann (Anm. 109).

<sup>124</sup> Rudolf Utzinger, *An Klabund ...* In: *Davoser Blätter* 57 (1928), Nr. 24 vom 31.08.1928, S. 1.

<sup>125</sup> Ferdmann (Anm. 115), S. 10.

<sup>126</sup> Friedrich Sengle, *Moderne deutsche Lyrik. Von Nietzsche bis Enzensberger (1875–1975)*. Mit einem Nachwort von Manfred Windfuhr. Hg. von Gabriele Schneider. Heidelberg 2001, S. 293.

## ANHANG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Klabund:**

Werke : in acht Bänden / Klabund. In Zusammenarbeit mit  
Ralf Georg Bogner ... hrsg. von Christian von Zimmermann. –

Berlin: Elfenbein

ISBN 3-932245-20-2

Bd. 8. Aufsätze und verstreute Prosa /  
hrsg. von Joachim Grage und  
Christian von Zimmermann. – 1. Aufl. – 2002  
ISBN 3-932245-19-9